Die rothe Maske.

Von

Xavier de Montépin.

Deutsch

von

Dr. Emil Steinmann.

Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1859.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Prolog.

Die Eglantine.

I.

Pierre Prost.

In einem von der »Revue de Paris« im Jahre 1843 veröffentlichten und mit dem seltsamen Pseudonamen »Doctor Neophobus« unterzeichneten Artikel widmete mein geistreicher und vielbetrauerter Landsmann Charles Nodier — eine der liebenswürdigsten und wohlthuendsten Erscheinungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts — der Franche-Comté einige Seiten.

»Wenn es,« sagt er in diesem Artikel, »in Frankreich Jemanden gibt, der noch nicht die Reise nach Schottland gemacht hat oder machen kann, so würde ich ihm rathen, die obere Franche-Comté zu besuchen, wo er reichliche Entschädigung finden würde. Der Himmel ist dort vielleicht weniger dunstreich und die veränderlichen Gestalten der Wolken sind vielleicht weniger malerisch und bizarr als in dem von Nebeln erfüllten Königreiche Fingal's; in jeder andern Beziehung aber

läßt die Aehnlichkeit zwischen den beiden Ländern nur wenig zu wünschen übrig.«

Auf diese Zeilen folgt eine hinreißende Schilderung des Juragebirges, eine Schilderung, welche mit den Worten schließt:

»Dies ist die Franche-Comté des Lomond und des Jura; dies ist das Schottland des Jura und des Lomond, denn der Zufall oder die Natur hat gewollt, daß die höchsten Bergesgipfel dieser beiden einander so ähnlichen Länder einen und denselben Namen tragen.«

Hierauf folgt ein Vergleich der schottischen Hochländer mit den Gebirgsbewohnern der Franche-Comté. »Es sind dort wie hier Riesen von athletischer Gestalt, mit breiten Schultern, großen, kräftigen Händen, stark wie der Büffel und flink wie das Rennthier dieser Regionen einer von dem Menschen usurpirten Welt, in welcher das Rennthier und der Büffel nicht mehr anzutreffen sind.«

Charles Nodier hebt dann den auffallenden und sehr entwickelten poetischen Instinct der Franche-Comtesen hervor.

»Nicht als ob,« sagt er, »die Franche-Comté sich eines Ossian erinnerte, der keinen Macpherson gefunden, oder eines Bruce, der keine Krone getragen, oder eines Wallace, welcher der Geschichte unbekannt geblieben, sondern weil es kein Land gibt, wo nicht, trotz der Universitäten, in den Adern des Volkes noch einige Tropfen von dem alten Blute pulsirten. Die Franche-Comtesen reichen mit ihrer Erinnerung nicht so weit zurück, aber Alles haben sie noch nicht vergessen. Die Erzählungen des Urgroßvaters, der sie von seinem Vater gehört, wurden noch in meiner Kindheit an langen Winterabenden zum Besten gegeben. — Als ich im schottischen Hochlande war zeigte man mir das Haus Rob Roy's; man ließ mich

das schwere Schwert heben, welches er im Kampfe mit seinen langen Armen schwang, mit welchen er sich die Strumpfbänder binden konnte ohne sich zu bücken, und man führte mich in die geheimnißvolle Grotte, wo er den Augen seiner ihm folgen wollenden Feinde plötzlich entschwand. In den Gebirgen der Franche-Comté dagegen hatte ich das Haus, das schwere Schwert und die Grotte La Cuzon's gesehen. — Es handelt sich blos um einen andern Namen.«

Charles Nodier hatte Recht.

Ja, die Franche-Comté ist ein zweites Schottland.

Nur hat bis jetzt ihren volksthümlichen, heroischen oder phantastischen Sagen ein genialer Erzähler gefehlt, der sie unsterblich gemacht haben würde — es hat an einem Walter Scott oder einem Dumas gefehlt.

Und ganz gewiß, die beiden brillantesten von den zwei größten Romandichtern unserer Zeit geschaffenen Gestalten, Waverley und Artagnan, hätten einer wie der andere sich nicht geweigert, die Bruderhand jenem hochherzigen Abenteurer, jenem Bauer und Krieger, jenem Capitän La Cuzon zu bieten, dessen wunderbare Geschichte ich jetzt so gut als es in meinen Kräften steht, erzählen will. »Wer thut was er kann, thut was er soll,« sagt das Sprichwort. — Der Leser entschuldige die Fehler des Verfassers.

* * *

Ich bitte meine Leser sich mit mir um dritthalb Jahrhunderte in die Vergangenheit zurückzuversetzen, so daß wir dann im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts stehen. Dann bitte ich sie, mich in jene alte Provinz, die Franche-Comté, zu begleiten, welche seit Carl V. zu Spanien gehörte.

Im Jahre 1620 stand eine bescheidene Wohnung, halb Haus, halb Sennhütte am Eingange eines waldigen Thales, zwei oder drei Büchsenschüsse weit von der Stelle, wo der Abhang dieses Hügels beginnt, auf welchem noch gegenwärtig die Hütten des Dörfchens Longchaumois umhergestreut stehen.

Jenes Häuschen war größer als die benachbarten Hütten, bestand aber dennoch blos aus einem Erdgeschoß, welches zwei getrennte Gemächer bildete.

Der Dachboden befand sich unmittelbar über diesen beiden Gemächern.

Um das Haus herum zog sich ein umzäunter Platz mit Obstbäumen von gerade nicht besonderem Wuchse bepflanzt, während zugleich eine Umkleidung von Stechpalmen umherlaufenden Thieren und Dieben die Annäherung erschwerte. Eine Thür oder vielmehr ein beweglicher Schlagbaum, der sich mittelst eines sehr unvollständigen und dennoch sehr verwickelten Systens von Holzpflöcken schloß und öffnete, gewährte den Zutritt in den Obstgarten, der auch als Geflügelhof diente, denn man sah hier und da einige Hühner darin picken und eine mittelst eines langen Strickes an den Stamm eines Birnbaums angebundene Ziege fraß das buschige Gras ab, so daß sich um den Baum herum ein kahler, regelmäßiger, wie mit einem Cirkel gezogener Kreis gebildet hatte.

Diese ländliche Wohnung gehörte einem Manne, der in Longchaumois und in allen Dörfern der Umgegend drei bis

vier Stunden in der Runde eine vollkommen begründete und gerechtfertigte Popularität genoß.

Dieser Mann, der Sohn einfacher Landleute und beinahe selbst Bauer, hieß Pierre Prost. Er war durchaus nicht reich, besaß aber außer seinem Häuschen einige Felder, deren Ertrag ihm erlaubte zu leben, ohne durch Handarbeit sein tägliches Brot verdienen zu müssen.

Pierre Prost gehörte der großen Familie jener Menschen an, die das göttliche Siegel ihres Ursprungs an der Stirn tragen und von welchen man am Tage ihres Todes sagen kann: Sie sind nur Gutes thuend über die Erde gegangen, von welcher Art auch übrigens die sociale Stellung seyn möge, in welcher der Zufall oder die Vorsehung sie hat geboren werden lassen.

Gutes thun! — dies war in der That schon von seiner Jugend an Pierre Prost's fortwährende Beschäftigung gewesen und er war beinahe noch Kind, so fragte er sich schon, auf welche Weise er es anfangen müsse, um Denen, welche ihn umgaben, fortwährend nützlich zu seyn und seine beschränkten Mittel zu diesem Zwecke unausgesetzt zu vermehren und zu erweitern. Fromm und in seinem Glauben sogar ein wenig exaltirt, wie die fern von den Städten und der Berührung mit der Welt lebenden Landleute des Gebirges es größtentheils sind, gedachte Pierre Prost anfangs Priester zu werden.

Es lebte in ihm jedoch, ich weiß nicht was für ein unklarer Instinct der Unabhängigkeit, welcher sich vor der Strenge der kirchlichen Disciplin fürchtete. Der junge Gebirgsbewohner entsagte daher dem Plane, Arzt der Seele zu werden und beschloß vielmehr, sich zum Arzte des Körpers zu bilden. Achtzehn Jahre alt und ohne andere Kenntnisse, als daß er lesen und schreiben konnte, ging er nach Dôle, um dort zu studiren.

Dôle, gegenwärtig eine armselige, sehr bescheidene und fast unbekannte Unterpräfectur, erfreute sich damals einer wirklichen und wichtigen Bedeutung. Diese Stadt war nemlich der Hauptort der vornehmsten der drei Vogteien der Franche-Comté und überdies auch der Sitz des Parlaments, dessen Mitglieder von den Generalstaaten gewählt wurden, und welches die Provinz verwaltete.

Nach Verlauf von vier unter fleißiger Arbeit verlebten Jahren kam Pierre Prost wieder nach Longchaumois zurück. Seine Wissenschaft würde jedem nur einigermaßen befähigten Studenten der Medicin in unserer Zeit ein verächtliches Lächeln entlockt haben, zu jener Zeit aber und in jenem wilden, der übrigen Welt noch fast ganz unbekannten Gebirge war Pierre Prost in der That ein sehr geschickter und sehr gelehrter Arzt.

Dieser junge, zweiundzwanzigjährige Mann lebte von diesem Augenblick an nicht für sich, sondern für Andere. Er machte sich zum Arzt der Armen. Er verbrachte seine Tage und seine Nächte damit, daß er von der Ebene nach dem Gebirge hinaufstieg und Hilfe und Pflege Allen spendete, die es verlangten, ohne für seine Bemühungen und Verordnungen irgend eine Vergütung anzunehmen. In der Heilkunde sind Uebung und Erfahrung zwei Drittel des Talents. Auch war Pierre Prost, dessen Verstand ein sehr guter und entwickelter war, sehr bald ein guter Practicus. Er machte außerordentliche Curen — die Stimme des Volkes übertrieb sie noch und schrie beinahe Wunder. Mit einem Worte, der Ruf des Dorfarztes verbreitete sich in so hohem Grade, daß er sogar in einige Schlösser gerufen ward und Burgfrauen und Edelleute zu seinen Kunden zählte.

Von seinen vornehmen Kunden ließ er sich keineswegs

bitten, Geld von ihnen anzunehmen, dieses Geld aber ward sofort in die Hände des ehrwürdigen Pfarrers von Longchaumois gelegt und dieser ersucht, es zu Almosen zu verwenden.

Aerzte dieser Art sind zu jeder Zeit selten gewesen und, aufrichtig gesprochen, ich glaube, daß es heutzutage gar keine mehr gibt — dennoch ist es nicht unmöglich, daß ich mich irre, und ich wünsche mich zu irren.

Der junge Franche-Comtese führte dieses bewunderns- würdige, der Wohlthätigkeit und Menschenliebe gewidmete Leben schon seit zehn Jahren, als er sich in ein junges Mädchen von Saint-Claude verliebte. Dieses junge Mädchen hatte weiter keine Aussteuer, als ihre ausgezeichnete Schönheit, ihre zwanzig Jahre und ihren guten Ruf. —

Sie hieß Tiennette Levillain.

Pierre Prost hielt um ihre Hand an.

Er war damals zweiunddreißig Jahre alt, schien aber wenigstens vierzig zu zählen und zwar in Folge der Strapatzen und Entbehrungen aller Art, welche er mit heldenmüthiger Selbstverläugnung ertrug. Seine Gestalt war lang, sein Gesicht ausdrucksvoll und schön, aber von Sonne und Wind gebräunt, seine Stirn hoch und frei und seine Schultern ein wenig gekrümmt.

Im Sommer trug Pierre Prost einen Kittel von brauner Leinwand. Im Winter kleidete er sich wie die Bauern in ein graues sehr dickes von einer Dorfschneiderin plump zugeschnittenes Wams. Er besaß im Ganzen genommen nichts von dem, was ein junges Mädchen verführen kann, aber Tiennette Levillain, die nicht romantisch gesinnt war, willigte mit Freuden und Dankbarkeit ein, das Weib des Arztes von Longchaumois zu werden.

Am 14. Mai 1618 ward die Hochzeit gefeiert. An diesem Tage überzeugte sich Pierre Prost, in welchem Grade er von der ganzen Umgegend geliebt und verehrt ward.

Eine unzählige aus allen umliegenden Kirchspielen herbeigeströmte Menge drängte sich um die kleine Kirche herum, in welcher die beiden Liebenden den priesterlichen Segen empfingen.

Als sie herauskamen — er stolz und freudig — sie unter ihrem Brautkranze erröthend — erscholl einstimmiger Beifallsruf und Jeder beeiferte sich, ihnen am lautesten langes Leben, Glück, schöne Kinder und ungetrübtes Wohlbefinden zu wünschen.

Ganz gewiß, einen solchen aufrichtigen, aus dem Herzen kommenden Enthusiasmus hätten diese Leute selbst nicht dem ersten Präsidenten des Parlaments von Dôle, der bedeutendsten Magistratsperson der drei Voigteien, bezeigt.

Wie groß gleich von Anfang an die reinen und keuschen Freuden dieser Häuslichkeit waren, wäre ich nicht im Stande zu erzählen. Es gehört ein Saitenspiel, aber nicht eine Feder dazu, um dieses süße Gedicht aufrichtiger Liebe und häuslichen Glückes zu singen.

Nach Verlauf von etwas über einem Jahre ward Tiennette guter Hoffnung. Pierre Prost erwartete diesen Augenblick mit einer Ungeduld, welche leicht zu begreifen ist. Er hatte die Kinder stets mehr als sonst etwas auf der Welt geliebt und der Gedanke, selbst ein Kind zu haben, ein Kind von seiner angebeteten Tiennette, erfüllte sein Herz mit Freude und Wonne.

Ach, leider weiß der Mensch wohl, was er wünscht, aber oft gefällt es einer unbekannten Hand, ihn mit blutiger Ironie

selbst in der Erfüllung seiner liebsten Wünsche zu Boden' zu schmettern.

Am 14. Januar 1620 — das heißt beinahe zwei Jahre nach ihrer Verheiratung — starb Tiennette, nachdem sie vorher ein Mädchen zur Welt gebracht.

Wie kam es, daß Pierre Prost, als er die schönen blauen Augen des geliebten Weibes sich für immer schließen sah — als er den letzten Hauch von ihren bleichen Lippen entschwinden fühlte — als er seine Hand auf ihr Herz legte, welches nicht mehr schug — als er begriff, daß er von der sanften, makellosen Gefährtin seines Lebens auf immer getrennt sey — wie kam es da, fragen wir, daß er nicht wahnsinnig ward?

Dies ist das Geheimniß Gottes. Uns ist blos gestattet anzunehmen, daß der auf diese Weise niedergebeugte Mann sich erinnerte, daß er nicht ganz allein auf der Welt geblieben war und daß die sterbende Tiennette ihm ein armes, kleines, schwaches Wesen hinterlassen, für welches er nun leben und kämpfen mußte.

Sobald ein Mensch in einer dieser furchtbaren Krisen des Lebens die ersten Angriffe des Schmerzes und des Wahnsinns besiegt hat, ist er gerettet.

Um eilf Uhr Nachts war Tiennette gestorben. Am andern Morgen früh, nach einer Nacht unbeschreiblichen Kampfes und namenloser Qualen, hatte Pierre Prost triumphirt. Er schien ruhig — aber tiefe Furchen zogen sich über seine Stirn — seine Augen verschwanden halb unter dem Bogen seiner buschigen Brauen, sein abgezehrtes Antlitz war das eines Greises und sein Haar war weiß geworden.

Der erste Dorfbewohner, der dieses seltsame Gesicht, diese

Leichenblässe, diese hohlen, trockenen Augen erblickte, prallte erschrocken zurück und glaubte ein Gespenst zu sehen.

»Mein Freund,« sagte Pierre Prost zu ihm, während ein bitteres Lächeln seine Lippen verzerrte und seine Zähne sehen ließ, von welchen er sich einige in der wilden Wuth der Verzweiflung zerschlagen, »mein Freund, fürchte Dich nicht. Ich bin es noch. Wenn ich Dir verändert erscheine, so liegt der Grund davon darin, daß ich sehr unglücklich bin — Tiennette ist diese Nacht gestorben.«

Einige Stunden später wußte das ganze Dorf, welcher unerwartete Donnerschlag den Arzt der Armen getroffen, und wie am Tage seiner Hochzeit, aber in Trauerkleidung, und weinend kamen die Einwohner der benachbarten Kirchspiele herbei, um die arme und schöne junge Frau, welche sie lächelnd und in ihrem jungfräulichen Schmucke strahlend an den Altar begleitet, in ihrem Leichentuch und in ihrem Sarge zu ihrer letzten Ruhestätte zu geleiten.

Dem herrschenden Gebrauche entgegen wollte Pierre Prost dem Leichenbegängnisse auch beiwohnen und den Zug selbst anführen.

So lange derselbe in Bewegung war, so lange die Gebete dauerten, war der Arzt ruhig und gefaßt. Nur dann und wann verrieth ein krampfhaftes Zucken der Gesichtsmuskeln seine heldenmüthig bekämpften inneren Qualen. Als man aber auf dem Kirchhof ankam, als man den Sarg mit Stricken auf den Boden des frisch aufgeworfenen Grabes hinabließ, als die ersten Schaufeln Erde mit jenem dumpfen, unheimlichen Getöse, mit dem kein anderes auf der Welt verglichen werden kann, auf den Deckel des Sarges polterten — da konnte Pierre Prost nicht mehr das ungestüme Schluchzen zurückhalten, welches ihm aus dem Herzen emporstieg und

seine Brust hob, wie der Nordwestwind die Wogen des Oceans hebt.

Er preßte sich das Tuch in den Mund, um das wilde Schmerzgeheul zu ersticken, welches sich seinen keuchenden Lippen entrang; er warf sich ausgestreckt auf die mit Schnee bedeckte Erde nieder, er drückte seine Stirn in diesen Schnee, welchen man bei dieser heißen Berührung dampfen und schmelzen sah.

Als das Grab zugefüllt — als der letzte Vers des De profundis, von dem fernen Echo des Gebirges zurückgegeben, verhallt war, erhob sich Pierre Prost.

Er war wieder ruhig geworden — er hatte zum zweiten Male triumphirt.

Mehre Frauen umringten ihn nun. Es waren junge kräftige Bäuerinnen mit munteren Säuglingen auf den Armen. Jede von ihnen bat wie um eine besondere und beneidete Gunst, daß er sie zur Amme für sein Töchterchen wählen möge. Der Arzt der Armen aber dankte freundlich, ohne von diesen Anerbietungen Gebrauch zu machen.

Er hatte beschlossen, daß die der Milch ihrer Mutter beraubte arme Waise mit ihren Lippen die Brust keines anderen Weibes berühren und keine andere Amme haben solle, als die schöne Ziege mit dem strotzenden Euter, welche im Sommer das Gras um die Bäume der Einhegung herum abfraß, und im Winter in einem kleinen an das Wohnhaus stoßenden Stalle mit scharfem Zahne einige Hände voll gewürzig duftendes, von den Bergwiesen herabgeholtes Heu zermalmte.

Welchen Willen Pierre Prost auch zu erkennen geben mochte, so war doch Jedermann in der Umgegend daran

gewöhnt, ihn als einen heiligen Willen zu betrachten und zu respectiren. Niemand beharrte daher weiter auf dem gestellten Verlangen und der Dorfarzt begab sich einsam in die bescheidene Wohnung zurück, wo er einige Tage vorher bei seiner Rückkehr das lächelnde Glück ihn erwartend auf der Schwelle antraf und wo jetzt, nachdem die Hälfte seines Lebens sich davon entfernt, an dem verödeten Herd nichts mehr übrig war, als eine Wiege.

Und wer konnte wissen, ob nicht auch diese Wiege bald leer seyn würde? Die kleine Waise war sehr schwächlich — sie schien nicht wie andere Kinder mit kräftigen Wurzeln an dem Leben zu hängen — und einer der Hauptgründe, aus welchen Pierre Prost sich geweigert, sie der Pflege einer Amme anzuvertrauen, war der Wunsch und beinahe die Nothwendigkeit gewesen, sie Tag und Nacht wenigstens bis zu dem Augenblicke zu überwachen, wo ihre Körperbeschaffenheit einen gewissen Grad von jener Lebenskraft gewonnen haben würde, die ihr so vollständig gebrach.

Von dem Kirchhofe von Longchaumois bis zur Wohnung des Arztes betrug die Entfernung auf dem steilen Abhang des Hügels nur einige hundert Schritte.

In seinen Schmerz versenkt, mit niedergebeugter Stirn, schlaff herabhängenden Händen und verstörtem Blick durchschritt Pierre Prost langsam diese kurze Entfernung. Er stieß die Thür seines kleinen Gärtchens auf, ohne auch nur daran zu denken, sie wieder hinter sich zu schließen. Er trat in das Haus. Ein klägliches Winseln empfing ihn. Das Kind weinte.

»Armes, unschuldiges Wesen!« murmelte der Arzt, indem er es in seine Arme nahm, »kaum zum Leben geboren, mußt Du schon den Schmerz kennen lernen! Ach, möchte

Gott in seiner Güte Dich lieber sofort wieder zu sich rufen, wenn Du vielleicht dereinst das leiden sollst, was dein Vater heute duldet!«

II.

Die dritte Nacht.

Es war die dritte Nacht nach Tiennettens Tode und seit drei Tagen war die ganze Natur, als ob sie sich mit Pierre Prost's Seelenschmerze hätte in Einklang setzen wollen, im furchtbarsten Aufruhre.

In dieser Nacht schien der seit zweiundsiebzig Stunden auf den Gipfeln des Jura losgelassene Sturm mit jeder Minute, ja fast mit jeder Secunde, an Wuth zuzunehmen.

Der dabei unaufhörlich fallende Schnee, dessen die riesigen Windhosen vergleichbaren Wirbelwinde sich bemächtigten, bildete an den steilen Abhängen der Berge gefährliche Lawinen, füllte die Thäler halb aus und zwang die Flüsse durch seine eisigen Barricaden einen andern Lauf zu nehmen.

Während der Sturm so die Wälder der hundertjährigen schwarzen Tannen durchheulte, die sich zitternd vor ihm beugten, brachte er ein seltsames, unheimliches Getöse hervor.

Bald glich es dem Kreischen eines ganzen Heeres von mit feurigen Flügeln die Luft durchschneidenden Drachen, bald einem wilden Gepolter. Dann war es als ob die Berge ächzten, als ob die sich in den Wolken verlierenden Gipfel in laute Klagen ausbrächen, und als ob die Felsen krampfhaft schluchzten.

Dann vernahm man wieder ein wiederholtes Krachen, von welchem der Donner und das Getöse des Geschützfeuers an einem Schlachttage nur einen sehr unvollkommenen Begriff geben könnte. Es war dies das Krachen der von dem Sturme geknickten, dann losgerissenen und wie Strohhalme emporgehobenen und fortgetragenen alten Tannen.

Es konnte eilf Uhr Nachts seyn.

Große, schwarze, schwere Wolken zogen am Himmel hin wie Schlachtrosse und verhüllten vollständig den bleichen Schimmer der Sterne. Dennoch aber war in Folge jenes seltsamen Scheines, welchen der den Boden bedeckende Schnee wirft, die Finsterniß nicht ganz undurchdringlich.

Wir treten jetzt in das zweite der beiden Gemächer, aus welchen, wie wir bereits bemerkt haben, die Wohnung des Arztes bestand. Dieses ziemlich große aber sehr niedrige Zimmer, dessen zwei schmale Fenster auf den Garten gingen, war mit sehr einfachen Geräthschaften ausgestattet und unterschied sich nur durch seine größere Sauberkeit von den Wohnstuben der ärmsten Landleute der Umgegend. Schlecht gehobelte und plump an einander gefügte Tannenbreter bildeten die Diele. — Die Decke bestand aus ein wenig dünner geschnittenen Bretern, die durch beinahe ganz rohe Balken gestützt wurden.

Die weißgetünchten Wände hatten keinen andern Schmuck, als einige grell bunt gemalte Heiligen- und Märtyrerbilder.

Der Herd stand nicht, wie es in den Sennhütten der Schweiz und des Gebirges der Fall zu seyn pflegt, mitten in dem Zimmer. Es gab vielmehr hier in einer der Ecken des Zimmers einen hohen steinernen Camin, auf dessen Sims man eine buntbemalte hölzerne Statue sah, welche die heilige

Jungfrau von Einsiedeln vorstellte. Diesem Camin gegenüber stand das Bett. Es war von weißem Holz und verschwand beinahe gänzlich unter langen schlichten Vorhängen von grünem, gelbgestreiftem, dichtem Stoff.

Ein kleiner Tisch von altem schwarzem Eichenholz mit gedrehten Füßen, ein ungeheurer Schrank von Nußbaumholz mit geschnitzten Feldern — einer von jenen Schränken, welche in den Familien der Landleute von der Mutter auf die Tochter erben und die in ihren Räumen die ganze Wäsche des Hauses in sich fassen — vier oder fünf hölzerne Stühle und zwei Schämel — dies war das ganze Geräth.

Ueberdies waren oberhalb des kleinen Tisches drei oder vier Breter angebracht, auf welchen die Bücher des Arztes standen, und über diesen Büchern hing ein ziemlich schönes Crucifix von Elfenbein und Ebenholz. Dieses Crucifix war ein Geschenk der edlen Mutter Aebtissin des Klosters Baume-les-Dames, welche in einer sehr schweren Krankheit von Pierre Prost behandelt und geheilt worden war.

Neben dem Camin und von dem matten Scheine einer kleinen kupfernen Lampe beleuchtet gewahrte man eine Wiege.

Die auf dem Herde aufgehäuften Wurzeln verzehrten sich langsam und ohne Flammen zu geben.

Es war, sagen wir nochmals, eilf Uhr Abends und der wilde Sturm machte das Haus in seinen Grundfesten erzittern. Einer der Fensterläden schlug, von dem Windstoß los- und beinahe aus den Angeln gerissen, wüthend gegen die Wand wie ein Mauerbrecher.

Pierre Prost, der neben der Wiege kniete und noch bleicher war, als da er Tiennettens sterblicher Hülle nach dem Kirchhofe folgte, hörte nicht einmal das furchtbare Getöse, welches die guten Bewohner von Longchaumois mit Entsetzen

erfüllte und sie in ihrem naiven Aberglauben auf den Gedanken brachte, daß der Untergang der Welt bevorstehe.

Ueber das blasse Gesichtchen der kleinen armen Waise gebeugt empfand der Arzt einen neuen Schmerz, indem er den hartnäckigen Kampf des Todes und Lebens betrachtete, welche sich den armseligen Körper seines Kindes streitig machten — und Pierre Prost sah wohl ein, daß in diesem Kampfe, wo der Tod im Begriff stand zu siegen, jeder Versuch von seiner Seite vergeblich und jede Hilfe ohnmächtig seyn würde.

Ja, das Kind war verloren — das Kind mußte sterben — das kaum geschlossene Grab der Mutter sollte sich wieder öffnen, um die Tochter aufzunehmen. Um sie zu retten, um sie auch nur noch eine Stunde leben zu lassen, hätte es eines göttlichen Wunders, einer Auferweckung von den Todten bedurft.

Pierre Prost war nicht blos ein Gläubiger, sondern auch ein begeisterter Christ und dennoch fiel es ihm nicht ein, Gott um dieses Wunder anzuflehen, welches nothwendig war, um ihm seine Tochter zu erhalten. In dem Paroxysmus der Verzweiflung, die ihn packte, der Entmuthigung, die ihn niederbeugte, schien es ihm offenkundig zu seyn, daß nichts von dem, um was er betete, ihm gewährt werden würde.

Er lästerte nicht — er fluchte nicht der Hand, die ihn so grausam schlug — er konnte weder weinen noch beten — er überließ sich seinem Schmerz mit einem gewissen Grade von bitterer Wollust.

Jede Minute, welche verging, näherte das Kind dem Augenblicke, der es hinwegraffen sollte. Krampfhaftes Röcheln hob die arme kleine arbeitende Brust — die Lippen wurden ganz weiß. Das Gesicht schien zu schmelzen und zusam-

menschwinden wie eine jener Wachskerzen, wenn man sie dem Feuer nähert — Füße und Hände wurden eiskalt.

Der Tod war im Anzuge.

Pierre Prost sah dies Alles vollkommen deutlich — er sah es mit dem Herzen des Vaters — er sah es mit der Wissenschaft des Arztes. Er zählte die Secunden und wunderte sich, daß dieses schwache und kaum geschaffene Wesen so lange widerstehen und leiden konnte. Noch einige Minuten vergingen, dann öffnete sich der Mund des Kindes, um einen Schrei auszustoßen, den es nicht vollendete. Sein Körper wand sich wie eine auf Kohlenglut geworfene Weinrebe — das Röcheln verstummte — jede Bewegung hörte auf.

Der Tod war da.

Pierre Prost drückte seine Lippen lange auf die stummen, eiskalten Lippen der kleinen Leiche. Dann warf er sich mit dem Gesicht zur Erde nieder und er, welcher nicht hatte Gott bitten können, ihm sein Kind zu erhalten, bat ihn jetzt mit heißer Inbrunst, ihn wieder mit Tiennetten zu vereinigen. Sein Gebet dauerte lange.

Es ward durch ein plötzliches unerwartetes Geräusch unterbrochen. Man öffnete die Thür des Zimmers, in welchem Pierre Prost sich befand.

Letzterer richtete den Kopf empor und sah mit Ueberraschung, aber ohne Furcht, sich gegenüber drei Männer in großen schwarzen Mänteln, mit hohen Filzhüten nach spanischer Mode auf dem Kopfe und — dies war seltsamer als alles Uebrige — mit rothen Sammtlarven vor den Gesichtern. Der eine dieser Männer überragte die beiden andern um einen ganzen Kopf und obschon er ganz eben so wie diese gekleidet war, so lag doch in seiner Haltung, seinen über der Brust

verschränkten Armen, in seinem Blick, den man durch die Augengläser der Maske hindurchfunkeln sah, etwas sehr schwer zu Bezeichnendes, was aber sofort die Gewohnheit des Befehlens verrieth.

Man setzte sich nicht der Gefahr aus, sich zu täuschen, wenn man behauptete, daß diese drei Männer nicht alle von gleichem Range waren. Ganz gewiß war es ein Edelmann mit zwei Dienern.

Eine solche Erscheinung, zu dieser Stunde und in einer stürmischen Nacht war wohl geeignet, selbst das entschlossenste Gemüth zu erschrecken, jeder durch gewaltige, tiefe Verzweiflung in Anspruch genommene Mensch aber verliert für den Augenblick das Gefühl der Furcht, was sich ohne Mühe begreifen läßt.

Pierre Prost fragte daher mit einer Stimme, welche sein Seelenschmerz matt erklingen ließ, die aber nicht zitterte:

»Wer Ihr auch seyn möget, seyd willkommen in meiner traurigen Wohnung, und sagt mir, was Ihr wollet —«

Der Mann, welcher der Herr der beiden Andern zu seyn schien und welchen wir künftig mit dem Namen »die rothe Maske« bezeichnen werden, antwortete:

»Wir suchen einen Mann Namens Pierre Prost.«

»Ihr seyd in seinem Hause.«

»Seyd Ihr dieser Mann?«

»Ich bin es.«

»Ihr übt die Heilkunde und geltet für geschickt in dieser Kunst.«

»Allerdings bin ich Arzt, aber nicht geschickt, und wenn Gott zuweilen sich meiner Hand bedient hat, um Schmerzen zu lindern und Kranke zu heilen, so gebührt der Ruhm ihm und nicht mir.«

»Man bedarf Eurer,« hob die rothe Maske wieder an. »Macht Euch fertig, uns zu folgen.«

»Noch in dieser Nacht?«

»Augenblicklich.«

»Das ist unmöglich.«

»Unmöglich, sagt Ihr. Warum?«

»Weil mir in diesem Augenblick alles aufeinmal fehlt — Muth und Kraft und beinahe auch das Vertrauen auf Gott. — Sehet mich an, Ihr, der Ihr mit mir sprecht, und Ihr werdet sehen, daß ich nicht das Ansehen eines Lebenden habe, sondern mehr das einem seines Grabe wieder entronnenen Todten.«

»Was ist Euch denn begegnet, daß Ihr so niedergebeugt seyd?«

»Es ist mir begegnet, was kein Mensch, so wild und rachsüchtig sein Gemüth auch wäre, seinem ärgsten Todfeind wünschen würde. — Ich hatte ein Weib, welches ich von ganzer Seele und hundertmal mehr liebte als mein Leben. Dieses Weib hatte mir ein Kind geschenkt. Vor noch drei Tagen waren diese beiden Engel meines Herdes hier, lebendig in meiner Nähe. Die Mutter starb vor drei Tagen — das Kind vor fünf Minuten. Ihr sehet, daß ich das Recht habe, Euch zu antworten, wie ich gethan, daß Alles mir mit einem Male fehlt, und daß ich Euch nicht folgen kann.«

Die rothe Maske näherte sich der Wiege und betrachtete das Kind, dessen Gesicht schon blau zu werden anfing.

»Habt Ihr diese Nacht Jemanden gesehen?« fragte der Vermummte hierauf.

»Niemanden als Euch.«

»Folglich weiß wohl Niemand, daß dieses Kind aufgehört hat zu leben?«

»Niemand.«

»Gut.«

»Aber,« murmelte Pierre Prost erstaunt über diese Fragen, »was kümmert Euch das?«

Die rothe Maske antwortete nicht.

Sie winkte einem der andern beiden Männer, welcher eine Laterne von durchsichtigem Horn trug.

Der Mann trat heran.

Die rothe Maske wechselte leise einige Worte mit ihm, wendete sich dann wieder zu dem Arzte und sagte in gebieterischem Tone:

»Gebt diesem Manne eine Hacke oder ein Grabscheit oder ein sonstiges Gartengeräth, womit man die Erde aufgraben kann.«

»Die Werkzeuge, welche Ihr verlanget, liegen in dem andern Gemach — was wollt Ihr damit machen?«

Die rothe Maske beantwortete diese Frage eben so wenig als die kurz vorher an sie gerichtete.

Sie gab abermals einen Wink und die beiden andern Verlarvten verließen gleichzeitig das Zimmer.

Die rothe Maske näherte sich dem Fenster und heftete hier stumm und unbeweglich ihren Blick auf einen Punkt des Gärtchens, wo sich bald darauf der matte Schein der von dem Sturm hin- und hergeschüttelten Laterne zeigte. Einer der Männer hielt diese Laterne, während der andere mit seiner Hacke und dem Grabscheit eine seltsame Arbeit begann. Nachdem er den Schnee hinweggescharrt, grub er in die harte Erde ein Loch von einem Fuß Breite, zwei Fuß Länge und drei Fuß Tiefe. Rings um dieses Loch häufte er die aus demselben herausgeschaufelte Erde und Kiesel.

Als die Vermummten hiermit fertig waren, verließen sie das Gärtchen, die Laterne verschwand und einen Augenblick später verrieth das Geräusch von Tritten in dem Vorgemach ihre Rückkehr.

Pierre Prost hatte sich von Neuem seiner schmerzlichen Erstarrung hingegeben und schien vollkommen vergessen zu haben, daß er nicht allein war. Die rothe Maske näherte sich ihm und berührte ihn leicht an der Schulter.

Der Arzt zuckte nicht zusammen. Er richtete den Kopf empor, heftete seinen Blick auf den Unbekannten und fragte ihn:

»Was wollt Ihr noch von mir?«

Die rothe Maske wendete sich nach der Wiege und sagte auf die kleine Leiche zeigend:

»Wollt Ihr dieses Kind selbst begraben oder soll einer meiner Begleiter diese Arbeit übernehmen?«

»Mein Kind begraben!« rief Pierre Prost. »Warum soll es jetzt begraben werden? Die Nacht wird noch lange seyn; es dauert noch lange, ehe es wieder Tag wird, und ich will mich nicht so schnell von dieser armen kleinen Leiche trennen.«

»In fünf Minuten,« antwortete der Unbekannte, »wird diese Leiche in dem Grabe ruhen, welches man so eben für sie gegraben. Beeilet Euch daher es in seine Windeln zu wickeln, die ihm als Leichentuch dienen werden — oder wenn Ihr es nicht thut, so werden es Andere an eurer Stelle thun.«

Und als der Arzt noch zu zögern schien, näherte sich einer der Männer der Wiege und legte die Hand auf die Tücher, womit das kleine todte Mädchen bedeckt war.

Ein dumpfes Aechzen, ein heiserer Schrei entrang sich der Brust des unglücklichen Vaters, welchem dieser Mann ein

ruchloser Frevler zu seyn schien, den er, sich auf ihn stürzend, wild zurückstieß.

Der auf diese Weise Behandelte legte die Hand an ein Jagdmesser, welches an einem ledernen Gürtel unter seinem Wamse an seiner Hüfte hing, und stand ohne Zweifel im Begriff, von dieser Waffe gegen Pierre Prost Gebrauch zu machen, der sich nicht vertheidigt haben würde. Eine gebieterische Geberde der rothen Maske aber that ihm Einhalt.

Der Arzt hatte die kleine Leiche aus der Wiege genommen. Er umschlang sie mit beiden Armen und drückte sie an sein Herz als ob er sie erwärmen oder vertheidigen wollte.

»Aber warum,« stammelte er, »warum wollt Ihr mir sie so bald nehmen? Es ist dies alles, was mir von meinem Weibe und meinem Kinde übrig geblieben ist. Warum wollt Ihr mir nicht die traurige Freude gönnen, es wenigstens noch bis Tagesanbruch zu behalten? Warum wollt Ihr mich hindern, die kalten Hände und die erstarrten Lippen noch einige Stunden lang mit meinen Thränen zu benetzen?«

Die rothe Maske zuckte die Achseln.

»Glaubt Ihr denn,« entgegnete sie hierauf in brutalem Stolze, »glaubt Ihr denn, ich würde mich in eure Familienangelegenheiten mischen, wenn nicht ein mächtiges Interesse, welches Ihr nicht zu kennen braucht, mich dazu veranlaßte! — Die Zeit vergeht — es muß der Sache ein Ende gemacht werden — dieses Kind muß augenblicklich verschwinden. Es muß geschehen! Ich will es! — Ich sage Euch daher nochmals: Beeilet Euch, wenn Euch daran liegt, es selbst zu begraben — wo nicht, so schwöre ich Euch, daß man es Euch binnen weniger als einer Viertelminute mit Gewalt entreißen wird.«

An dem Tone, in welchem diese Worte gesprochen wur-

den, hörte der Arzt, daß er es hier mit einem furchtbaren und unwiderruflichen Entschluß zu thun hatte und daß ihm weiter nichts übrig blieb, als das Haupt zu beugen und zu gehorchen. Er drückte seinen Mund auf die eiskalte, von ihm mit so vielen lachenden Hoffnungen geschmückte Stirn, die er in diesem Augenblick zum letzten Male sah.

Von den Windeln machte er dann eine Art Leichentuch und sagte dann zu der rothen Maske:

»Da Ihr Euch das Recht angemaßt habt, mir euren Willen aufzudringen und da Ihr der Stärkere seyd, so befehlt — ich bin bereit — was soll ich thun?«

»Folget diesen Leuten.«

Pierre Prost folgte ihnen willenlos. Sie führten ihn in das Gärtchen an das frisch aufgeworfene Grab. Er kniete nieder, legte die Leiche auf den Boden dieses traurigen Bettes und derjenige von den beiden Männern, welcher das Grabscheit in der Hand hielt, warf die am Rande aufgehäufte Erde wieder in das Grab hinein.

Nach wenigen Augenblicken verrieth blos noch eine kleine Erhöhung, daß an dieser Stelle die Erde aufgegraben worden war.

Der Sturm tobte immer noch — der Schnee fiel unaufhörlich — höchst wahrscheinlich war am nächstfolgenden Morgen unter einer gleichförmig hohen weißen Schicht Alles verschwunden.

Aber warum war diese Leiche auf diese Weise heimlich beseitigt worden, wie von den Kindesmörderinnen zu geschehen pflegt, welche sich auch während der Nacht der Leichen der von ihnen umgebrachten Kinder entledigen? Trotz seines Schmerzes und Kummers legte Pierre Prost sich unwillkürlich diese Frage vor, ohne sie beantworten zu können.

Die beiden Männer kehrten nach dem Hause zurück, wo die rothe Maske sie erwartete. Sie gaben dem Arzt zu verstehen, daß er ihnen vorangehen solle. Er gehorchte abermals und immer willenlos. Es war ihm, als wäre er das Spielwerk eines furchtbaren, unwahrscheinlichen Traumes und er sagte bei sich selbst:

»In einem Augenblicke werde ich erwachen! — O mein Gott, beschleunige dieses Erwachen — beschleunige, es oder ich komme von Sinnen!«

III.

Ein Geheimniß.

Leider sollte Pierre Prost sehr bald die Gewißheit erlangen, daß Alles, was während dieser schauerlichen Nacht vorging, das furchtbare Gepräge der Wirklichkeit trug.

»Nun,« fragte die rothe Maske, als die beiden Männer und der Arzt wieder in das Zimmer traten, welches sie nicht verlassen hatte, »ist es geschehen?«

»Es ist geschehen, gnädiger Herr,« ward ihm geantwortet.

Die rothe Maske wendete sich zu Pierre Prost.

»Höret mich an,« sagte er, »und bemüht Euch auf einen Augenblick euren Kummer zu vergessen, um mich richtig zu verstehen. — Jedes der chirurgischen Werkzeuge, deren Ihr Euch zur Heilung eines Verwundeten bedient, ist in euren Händen ein willenloses fügsames Geräth. Es dient Euch, aber ohne sich dessen bewußt zu seyn. — So lange es Euch nützlich ist, bewahrt Ihr es sorgfältig, nützt es sich aber ab und wird es gefährlich, so zerbrecht Ihr es und werft es von Euch.

Diese Nacht sollt Ihr in meinen Händen ein Werkzeug gleich denen eures Berufes werden. Eben so wie Ihr Euch ihrer bedient, werde ich mich Eurer bedienen. Ihr werdet mir gehorchen, wie sie Euch gehorchen, und selbst ohne daß Ihr zu erfahren sucht, worin der Zweck des Dienstes bestehet, den Ihr mir leisten werdet. Bei diesem raschen und willenlosen Gehorsam werdet Ihr nichts zu fürchten haben. Es wird Euch kein Leid widerfahren und in einigen Stunden seyd Ihr gesund und unversehrt wieder hier. Wenn Ihr aber einen unsinnigen Widerstand auch nur versuchet, wenn Ihr jemals, nachdem Ihr mir diese Nacht gehorcht, die Schlüssel zu einem Geheimniß sucht, welches für Euch undurchdringlich bleiben muß, wenn Euch jemals ein unbesonnenes Wort entschlüpft — wäre es auch erst in zehn oder zwanzig Jahren — dann erinnert Euch was ich Euch jetzt sagen will, und glaubet nicht, daß es eine eitle Drohung sey: — Ich würde Euch überall, wie gut Ihr Euch auch verborgen halten möchtet, wiederfinden und Euch zerbrechen, wie man ein unnützes und gefährliches Werkzeug zerbricht — das merkt Euch!«

Die rothe Maske schwieg.

Pierre Prost, der vor ihr stand, heftete seinen Blick auf die Augenöffnungen der mit gefühllosem Sammet überzogenen eben so gefühllosen Pappe, hinter welcher hervor die Augen des Unbekannten gleich Glühkäfern in den dunkeln Höhlen eines Felsens funkelten.

»Habt Ihr mich gehört?« fragte die rothe Maske.

»Ja,« antwortete der Arzt.

»Habt Ihr mich verstanden?«

»Ich habe verstanden, daß Ihr mir etwas Furchtbares zu befehlen habet, daß ich Euch augenblicklich gehorchen und ewig schweigen soll oder ich verloren sey — ist es so?«

»Ja, so ist es. — Und was beschließt Ihr?«

»Nichts — wenigstens nicht eher, als bis Ihr mir eine Frage beantwortet habt, die ich an Euch richten werde.«

»Und wie lautet diese Frage?«

»Es ist folgende: Wenn drei Vermummte, von welchen der eine ein vornehmer Herr ist, des Nachts zu einem armen unbekannten Arzt, zu einem Landmann wie ich, kommen, und wenn einer dieser Männer — der vornehme Herr — zu dem Landmann sagt: »Ich brauche Dich; wenn Du mir nicht gehorchst, so ist es dein Tod — wenn Du mich verräthst, so ist es auch dein Tod — ist es dann nicht erlaubt und wahrscheinlich anzunehmen, daß der Edelmann den Arzt zur Verübung eines Verbrechens bedarf? Handelt es sich hier in der That um ein Verbrechen, gnädiger Herr? Eure Antwort wird die meinige bestimmen. Wenn Ihr meine Mitwirkung zu irgend einer Schandthat verlanget und wenn ich Euch gehorchen oder sterben muß, so tödtet mich sofort, denn ich werde nicht gehorchen.«

Die rothe Maske zuckte die Achseln.

»Ha!« rief sie, »Ihr seyd von Sinnen! Nicht um ein Verbrechen, sondern um eine gute That zu vollbringen, bedarf ich Eurer. — Es gilt zwei menschliche Wesen zu retten — eine Frau, welche sich in den Qualen des Gebärens krümmt, und das Kind, welches von ihr wird zur Welt geboren werden.«

Pierre Prost zögerte nicht mehr.

Er öffnete den großen Schrank, von welchem wir früher gesprochen haben, und nahm aus demselben einige in einem ledernen Beutel befindliche stählerne Instrumente.

»Ist dies Alles, was Ihr zu einer Entbindung braucht?« fragte die rothe Maske.

»Ja.«

»Dann seyd Ihr also bereit uns zu folgen?«

»Ich bin bereit.«

»In diesem Falle bleibt nur noch eine letzte Vorsichtsmaßregel übrig.«

»Welche?«

»Diese.«

Der Edelmann winkte und einer seiner Begleiter band dem Arzte ebenfalls eine Sammtmaske vor, die aber für die Augen keine Oeffnungen hatte. Pierre Prost, der sich auf diese Weise für den Augenblick blind gemacht sah, begnügte sich zu sagen:

»Ich sage Euch aber im Voraus, daß es mir nicht möglich seyn wird, selbst die einfachste Entbindung zu bewirken, wenn ich nicht dabei sehen kann.«

»Man wird Euch den Gebrauch eurer Augen wieder gestatten, sobald es Zeit dazu seyn wird,« antwortete die rothe Maske. »Kommt.«

Gleichzeitig faßte man den Arzt bei der Hand und zog ihn fort, ließ ihn rasch das zweite Gemach und das Gärtchen bis zu der Thür durchschreiten, welche auf die Straße von Longchaumois hinausführte.

Vor dieser Thür stand ein seltsames Fuhrwerk.

Du hast, lieber Leser, wahrscheinlich oft jene Karren gesehen, deren sich die Bauern bedienen, um auf den Markt zu fahren und die in ihrer patriarchalischen Einfachheit aus einem langen Gestell bestehen, welches auf vier Rädern ruht und mittelst halbrunder Reifen mit einer dichten Leinwand überspannt ist.

Zwei schöne schwarze Rappen waren an ein solches

Fuhrwerk gespannt, bei welchem man blos die Räder durch Schlittenkufen ersetzt hatte.

Diese Pferde schnaubten in dem Schneegestöber und wieherten vor Furcht vor dem schauerlichen, immer höher steigenden Toben des Sturmes. Ein Mann, der vor den Pferden stand und ihre Gebisse fest in den Händen hielt, vermochte nur mit der größten Mühe die Thiere zu bändigen.

In dem Innern des Schlittens lagen zwei oder drei Schütten Stroh. — Pierre Prost, der von der rothen Maske immer noch an der Hand geführt ward, setzte sich auf eine dieser Schütten. — Der Edelmann setzte sich neben ihn, die beiden Männer streckten sich dahinter und der vierte Unbekannte — der, welcher bei dem Gespann geblieben war — schwang sich mit einem Satze auf das Sattelpferd, ergriff die Zügel und der Schlitten fuhr pfeilschnell davon.

So tief und schmerzlich auch die beiden Wunden waren, aus welchen das Herz des Arztes blutete, so ward dieser doch von seinem nagenden bitteren Kummer durch die Seltsamkeit seiner Lage abgelenkt, deren wirkliche Gefahr er sich trotz der beruhigenden Worte der rothen Maske nicht verhehlte.

Eben so wie Abgründe und schwindelnde Schluchten auf verhängnißvolle Weise anziehen, eben so zieht das Geheimniß den menschlichen Gedanken an.

Pierre Prost begann wider Willen über dieses unbegreifliche Abenteuer nachzudenken, in welchem der Zufall oder das Verhängniß ihm eine Rolle zuwies.

Wider Willen bemühte er sich, durch Nachdenken das Dunkel zu ergründen, in welches man ihn, so zu sagen, von allen Seiten einschloß, und vor allen Dingen fragte er sich, wohin man ihn wohl führe.

Stets, bei Tage sowohl als bei der Nacht, unterwegs,

kannte der Arzt die ganze Gegend so genau, wie ein Blinder die Straßen kennt, welche er gewohnt ist ohne Führer zu begehen, und wenn er mit verbundenen Augen und einem Stock in der Hand an der Thür seines Gärtchens gestanden hätte, so wäre er nicht in Verlegenheit gekommen, sich nach irgend einem drei oder vier Meilen entfernten beliebigen Orte zu begeben.

Die Situation war aber nicht mehr dieselbe. Anstatt zu Fuß zu seyn, den Boden zu fühlen und durch Anschlagen mit dem Stock irgend einen Baum oder einen Felsen suchen zu können, dessen Lage ihm als Orientirungspunkt gedient haben würde, befand er sich in einem Schlitten, welcher mit wüthender Schnelligkeit entlang sauste, und wußte nicht einmal, nach welcher Himmelsgegend dieser Schlitten im Augenblicke der Abfahrt die Richtung genommen hatte.

Bewegte man sich in der Richtung von Clairvaux oder in der von Saint-Claude, oder in der von Champagnolles? Die Lösung dieses Problems blieb für ihn im Zustande einer unbestimmten Muthmaßung.

Pierre Prost hoffte anfangs, eine Andeutung in dem langsamen Gang der Pferde bei den zahlreichen und steilen Steigungen zu finden, auf welche man in dem Juragebirge jeden Augenblick stößt. Bei jeder dieser Steigungen aber setzten sich die feurigen, kräftigen Pferde in Galopp und die Schnelligkeit ihres Laufes vermehrte sich, anstatt sich zu vermindern.

Die eisenbeschlagenen Kufen des Schlittens zogen mit einem scharfen pfeifenden Geräusch ihre Furchen in dem gefrorenen Schnee und stimmten auf diese Weise mit in das wilde Concert ein, welches die heulende Stimme des Sturmes den wankenden Gebirgen gab.

Diese seltsame Fahrt dauerte beinahe zwei Stunden. Einmal, ein einziges Mal kam es Pierre Prost vor, als wenn der vibrirende Metallton einer Glocke durch das Unwetter hindurch bis zu ihm dränge.

Aber war dies auch keine Täuschung? Und übrigens konnte diese Glocke eben so gut in Champagnolles als in Saint-Claude geläutet werden — und nichts verrieth, daß sie eher in dem Kirchthurme einer Stadt als in dem eines Dorfes oder in der Capelle eines Klosters hing.

Die Gedanken des Arztes verloren sich in ein Labyrinth, wo jeder leitende Faden fehlte, und es ward ihm klar, daß es für ihn wirklicher Wahnsinn wäre, auch nur eine Vermuthung wagen zu wollen.

Plötzlich stutzte Pierre Prost.

Jener heisere und doch gellende Ton, welchen die Hirten hervorbringen, wenn sie in ein Stierhorn blasen, um ihre Heerden zu versammeln — jener gewaltige Ton, den man auf enorme Entfernungen hört, selbst wenn der Sturm heult und der Wind entgegen ist — dieser Ton, sagen wir, hallte ganz in seiner Nähe und auf dem Schlitten selbst. Ganz gewiß hatte einer seiner Begleiter ein Signal gegeben.

Eine halbe Secunde verging — dann vernahm man einen deutlichen, obschon durch die Entfernung geschwächten Trompetenton.

Ohne Zweifel war dies die Antwort.

Die durch Peitsche oder Sporn angetriebenen Pferde begannen noch schneller zu laufen und ihre vermehrte Geschwindigkeit schien den Raum zu verschlingen.

Dieses Ungestüm dauerte nicht lange — höchstens eine Viertelstunde.

Nach Verlauf dieser Zeit ward die Bewegung des Schlittens plötzlich langsamer. Das ruckweise Ziehen der Pferde verrieth deutlich, daß sie eine beinahe unzugängliche Anhöhe erkletterten. Die Hufeisen glitten auf dem krystallisirten Schnee aus — der Schlitten blieb zuweilen stehen oder bewegte sich sogar wieder rückwärts — die Peitschenhiebe und lauten Flüche des Führers folgten sich ununterbrochen.

Ganz gewiß gelangte man nun bald an eine auf dem Plateau eines fürchterlichen Berges gelegene Wohnung — daran konnte der Arzt nicht mehr zweifeln.

Aber was für ein Haus war es?

Eine sehr große Anzahl franche-comtesischer Herrenhäuser klebten keck wie Adlernester an irgend einem kahlen Bergesgipfel, so daß Pierre Prost aus der Lage dieses Hauses keinen Schluß ableiten konnte.

Die steile gefährliche Steigung dauerte lange, endlich athmeten die erschöpften Pferde wieder auf, thaten noch einige rasche Schritte und der Schlitten hielt.

Ein zweites Trompetensignal ließ sich hören. Auf diesen Ruf folgte Kettengeklirr; dann das dumpfe Getöse einer sich herabsenkenden Zugbrücke, dann das Knarren eines schweren mit Eisen beschlagenen Thores, welches sich in seinen Angeln drehte.

Der Schlitten setzte sich wieder in Bewegung und die Kufen schleiften über die Pflastersteine hinweg.

Man fuhr unter einem Gewölbe hindurch.

Unmittelbar darauf begann der Schnee den Boden wieder zu bedecken. Die Pferde thaten noch ungefähr fünfzig oder sechzig Schritte — dann ging es über eine zweite Zugbrücke und darauf abermals unter einem Gewölbe hindurch.

Dieses Schloß war in der That eine förmliche Festung.

Der Schlitten glitt wieder eine oder zwei Minuten lang über den Schnee und hielt dann.

»Wir sind zur Stelle,« sagte die rothe Maske.

Hierauf ergriff sie Pierre Prost bei der Hand und half ihm auf dieselbe Weise aussteigen, wie sie ihn hatte einsteigen lassen.

An der Art und Weise, wie der Wind ihn umtobte, und der davon umhergewirbelte Schnee ihm die von der Maske nicht geschützten Theile seines Gesichts peitschte, errieth der Arzt, daß er an einem freien Orte stand.

Sein Führer, der ihn immer noch mit kräftiger Faust bei der Hand hielt, versuchte einige Worte an ihn zu richten, das Toben der Elemente aber war auf dieser ungeschützten Höhe so fürchterlich, daß die ausgesprochenen Worte verhallten wie ein undeutliches Murmeln.

Nun fühlte Pierre Prost sich durch den Unbekannten so rasch weiter geführt, als es der aufgehäufte Schnee erlaubte, in welchen sie Beide bis an die Knie hineinfielen.

Endsich stießen die Füße des Arztes gegen eine steinerne Schwelle, und er wäre gefallen, wenn sein Führer ihn nicht gehalten hätte. Eine Thür oder vielmehr ein Pförtchen öffnete sich. Es war so niedrig, daß die rothe Maske, ehe sie es durchschritt, zu dem Arzte sagte: »Bückt Euch!«

Pierre Prost gehorchte, hob unwillkürlich seine linke Hand über den Kopf, um seine Stirn zu schützen, und fühlte auf diese Weise den ersten Bogen eines sehr niedrigen Gewölbes.

Die rothe Maske blieb stehen und schloß die Thür wieder.

Während dieser kurzen Zeit horchte der Arzt auf ein seltsames, unheimliches Geräusch, welches schwach, aber dennoch

deutlich bis zu ihm drang und sich von dem Geheul des draußen tobenden Sturmes vernehmlich unterschied.

Es war ein anhaltendes Röcheln — ein dumpfes Aechzen und herzzerreißendes Winseln, welches dann und wann durch lautes Geschrei wie von einem mit entsetzlichen Qualen Ringenden unterbrochen ward.

Der Arzt war nicht furchtsam, aber jene abergläubischen Begriffe, welche zu jener Zeit ein unzertrennlicher Theil der frommen Ueberzeugung eines jeden franche-comtesischen Gebirgsbewohners, so wie der eines jeden bretonischen Bauern waren, begannen in seinem Gemüth aus ihrem langen Schlafe zu erwachen.

»Bin ich nicht,« fragte er sich, »vielleicht in einer jener seltsamen und geheimnißvollen Wohnungen, welche der Geist des Bösen, wie man erzählt, auf gewissen unzugänglichen Bergesspitzen erbaut hat, und ist dieser Vermummte, der mich hierhergeführt hat, nicht der böse Geist selbst?«

Pierre Prost hatte nicht Zeit, über eine Antwort auf die Frage nachzudenken, die er sich auf diese Weise stellte.

Die rothe Maske sagte plötzlich zu ihm:

»Binnen wenigen Secunden wird eure Aufgabe beginnen. Vorher aber bedenket wohl, was ich Euch in eurem Hause gesagt habe.«

»Ich weiß es,« entgegnete Pierre Prost, »und ich entsinne mich auch dessen, was ich Euch darauf geantwortet habe.«

»Ich sage Euch nochmals,« hob die rothe Maske wieder an, »ich sage Euch nochmals, daß Ihr nicht hier seyd, um die Verübung eines Verbrechens zu erleichtern. Wenn eine Gebärende sich auf ihrem Lager krümmt, so würde der, welcher

sich des Stammes oder des Sprößlings entledigen wollte, nicht nöthig haben, einen Arzt zu Hilfe zu rufen, denn der Tod würde sehr bald ganz von selbst kommen.«

»Das ist wahr,« murmelte Pierre Prost.

»Ihr werdet hier eine Frau antreffen,« fuhr die rothe Maske fort. »Diese Frau kennt Euch eben so wenig, als Ihr sie kennt — übrigens wird sie nicht euer Gesicht und Ihr werdet nicht das ihrige sehen. Ich verbiete Euch diese Frau anzureden — ich verbiete Euch zu antworten, wenn sie zu Euch spricht. Ein einziges Wort von Euch — vergesset dies nicht — wäre das Signal zu eurem Tode und vielleicht würdet Ihr nicht allein sterben. Schwöret Ihr, unverbrüchliches Schweigen zu bewahren?«

»Ich schwöre es.«

»Schwöret Ihr es bei den Gräbern eures Weibes und eures Kindes?«

»Ich schwöre es bei den Gräbern meines Weibes und meines Kindes.«

»Berühret das da.«

Und die rothe Maske gab Pierre Prost den eiskalten Griff eines Pistols in die Hand.

Dann fuhr sie fort:

»Und ich schwöre meinerseits, daß ich Euch mit dieser Waffe den Schädel zerschmettere, wenn Ihr euerm Schwur untreu werdet.«

»Gut,« antwortete Pierre Prost; »wenn aber, wie ich glaube, die Unglückliche, deren Stöhnen und Winseln bis zu uns dringt, die Person ist, der ich Beistand leisten soll, so wollen wir uns beeilen, denn die Zeit drängt.«

»Ihr habt eine Treppe vor Euch,« sagte die rothe Maske, indem sie den Arzt wieder bei der Hand faßte, um ihn zu füh-

ren und zu halten. »Kommt denn und bückt Euch, denn das Gewölbe ist niedrig.«

Und der Unbekannte begann die Treppe hinanzusteigen.

Der Arzt folgte ihm und zählte zweiundzwanzig Stufen.

So wie er näher kam, ward das Stöhnen und Winseln immer deutlicher hörbar.

Auf der zweiundzwanzigsten Stufe befand sich zwischen dem Winseln der Kreissenden und den Ohren des Arztes weiter nichts als eine einzige Thür.

Der Unbekannte öffnete diese Thür, schob Pierre Prost in das Zimmer und ließ ihn vor sich hergehen, indem er nochmals wiederholte:

»Vergeßt nicht was ich gesagt habe.«

Gleichzeitig band er die Schnur auf, welche die Sammtmaske auf dem Gesicht des Arztes festhielt, dem er auf diese Weise den freien Gebrauch der Augen zurückgab.

Anfangs geblendet durch den hellen Schein einer eisernen Lampe und eines lodernden Feuers, welches in einem ungeheuer großen Camine brannte, konnte Pierre Prost bald einen forschenden Blick auf die Gegenstände werfen, welche ihn umgaben.

Aber auch hier waren alle Vorkehrungen so getroffen, daß kein Merkmal sich seinem Gedächtniß einprägen und ihm später den Ort, an welchen er geführt worden, beschreiben und wiedererkennen helfen konnte.

Es war ein Zimmer von mittlerer Größe, in welchem kein anderes Geräth zu sehen war, als ein Bett von schwarzem Eichenholz ohne Schnitzwerk.

An den Wänden hatte man in der Eile umgewendete Tapeten angenagelt, deren Kehrseite kein Merkmal darbot.

Mit demselben Stoffe hatte man auch die Decke überspannt und den Fußboden belegt. Der Caminsims — an welchem sich vielleicht ein Wappenschild befand — war ebenfalls durch einen Vorhang von dichtem Stoffe verhüllt.

Die Platte des Herdes war ganz glatt und zwei plump zugehauene Steine vertraten die Stelle der Feuerböcke.

Die eiserne Lampe war eine jener gewöhnlichen Lampen, die zu jener Zeit selbst in den armseligsten Wohnungen stark im Gebrauche waren. Alle Hütten der Landleute waren damit versehen. Dem Bett gegenüber war ein Fenster in der Wand angebracht, aber die Brüstung dieses Fensters war durch ein an der Decke angenageltes Stück Tuch maskirt. Uebrigens war die Nacht ungemein finster, und wenn auch Pierre Prost bis an das Fenster hätte gelangen können, so würde er draußen doch weiter nichts gesehen haben als die Finsterniß.

Zu den Häupten des Bettes stand ein Mann regungslos und unbeweglich. Dieser Mann war schwarz gekleidet und maskirt wie die, welche den Arzt aus seinem Hause hierhergeführt hatten. Er verneigte sich ehrerbietig vor dem unbekannten Edelmann, welcher in seiner rechten Hand immer noch das Pistol hielt, dessen Griff er den Arzt hatte anrühren lassen, ehe er mit ihm die Stufen der Treppe erstieg — dann trat er auf die Seite und stellte sich neben den Camin.

Auf dem Bett krümmte sich eine Frau in unaussprechlichen Schmerzen. Sie schlug wiederholt in ihrer Verzweiflung mit dem Kopfe an die Wand an und rechtfertigte auf grausame Weise jene Worte, welche der rächende Gott zu der aus dem irdischen Paradies vertriebenen Eva sagte:

»Mit Schmerzen sollst du Kinder gebären.«

IV.

Die Eglantine.

Diese unglückliche Frau war mehr als maskirt. Man hatte ihr über den Kopf eine Art Kappe geworfen, die um ihren Hals herum fest gebunden und nur an der Stelle des Mundes mit einer Oeffnung versehen war, um das Athmen möglich zu machen.

Die bewundernswürdig reinen Formen ihrer Schultern, ihrer Brust und ihrer Arme, die sich unter den von kaltem Schweiß feucht gewordenen Tüchern zeigten, verriethen eine Jugend in ihrer vollsten Blüte.

In dem Augenblick, wo die rothe Maske mit dem Arzte in das Zimmer tretend die Worte sprach: »Vergeßt nicht, was ich gesagt habe,« zuckte die auf dem Bette Liegende zusammen, ein krampfhaftes Zittern schüttelte alle ihre Glieder und ihr Aechzen schwieg.

Welcher entsetzliche Henker war denn dieser Mann, daß sogar der Schmerz begriff, er müsse bei seiner Annäherung schweigen?

Der Unbekannte trat bis an das Bett.

»Madame,« sagte er mit langsamer Stimme, »der Mann, welcher Euch Hilfe bringen soll, begleitet mich — er ist da. Eben so wie Euch ist ihm gesagt worden, daß jedes zwischen Euch gewechselte Wort das Signal zu seinem Tode und zu dem eurigen seyn würde, das vergeßt nicht.«

Dann wendete er sich zu Pierre Prost und setzte hinzu:

»Jetzt ans Werk, Arzt — thut eure Pflicht.«

Pierre Prost machte sich ans Werk und begann die Entbindung. Es scheint mir nothwendig, über diese martervolle Scene einen Schleier zu werfen. Ich müßte Balzac's Feder besitzen, — jene eherne Feder, welche das glänzende Bild des »verwünschten Kindes« schuf — um gleichzeitig schmerzliche und abstoßende Einzelnheiten erträglich zu machen.

Ich will daher blos sagen, daß dem Arzt seine Kaltblütigkeit ebenso wenig untreu ward als seine Geschicklichkeit, und daß er nach Verlauf einer Stunde ein armes kleines Wesen in den Händen hielt, welches sein erstes Gewimmer ausstieß. Gleichzeitig sank die erschöpfte Mutter ohne Bewußtseyn auf ihren Pfühl zurück.

»Welchem Geschlecht gehört das Kind an?« fragte die rothe Maske.

»Es ist ein Mädchen,« antwortete Pierre Prost.

»Der Teufel ist für mich!« murmelte der Unbekannte.

»Wo sind die Windeln, in welche ich das Kind wickeln kann?« hob der Arzt wieder an.

»Die Windeln?« wiederholte der Unbekannte. »Daran hat allerdings Niemand gedacht, doch wird es leicht seyn dieses Versehen wieder gut zu machen.«

Während er dies sagte, näherte er sich der Fensterbrüstung, riß ein großes Stück von dem weißen Tuche ab, welches dazu diente, sie zu maskiren, brachte Pierre Prost diesen Fetzen und sagte:

»Nehmt das da — in Ermanglung von etwas Anderem wird es einstweilen genügen.«

Der Arzt wickelte das Kind so gut er konnte ein.

»Jetzt,« fuhr der Unbekannte fort, »beschäftigt Euch

mit der Mutter — man sollte meinen, sie stünde im Begriff ihren Geist aufzugeben.«

Ein Arm der jungen ohnmächtigen Frau hing schlaff aus dem Bett heraus.

Pierre Prost legte seine Finger an die Pulsader dieses Armes.

»Nun,« fragte der Unbekannte im Tone der größten Gleichgiltigkeit, »lebt sie noch oder ist sie todt?«

»Sie lebt noch,« antwortete der Arzt nach wenigen Secunden, »aber ich fürchte —«

»Was fürchtet Ihr denn?«

»Ich fürchte, daß das Blut, welches ihr mit furchtbarer Heftigkeit nach dem Gehirn anzudringen scheint, den Tod sehr bald herbeiführen werde.«

»Könnt Ihr das verhindern?«

»Vielleicht.«

»Auf welche Weise?«

»Durch einen sofortigen Aderlaß.«

»Nun gut, dann nehmt ihn vor. Wer hindert Euch?«

»Vor allen Dingen müßte ich mich überzeugen, daß die Symptome, die ich zu bemerken glaube, mich nicht täuschen. Könnte ich nicht das Gesicht dieser Person sehen?«

»Nein, bei allen Teufeln!« rief die rothe Maske ungestüm und stampfte mit dem Fuße. »Nein, das könnt Ihr nicht! Ist es vielleicht die Neugier, welche Euch veranlaßt, dieses wahnsinnige Verlangen an mich zu richten? — Wenn dies der Fall wäre, dann wehe Euch!«

»Nein, es ist nicht Neugier,« entgegnete Pierre Prost, »sondern Nothwendigkeit. — In den Umständen, in welchen diese Frau sich befindet, ist ein Aderlaß vielleicht die Rettung, vielleicht aber auch der Tod! — Nur der Anblick des Gesichtes

kann mir mit Gewißheit sagen, was ich jetzt blos vermuthen muß.«

»Ich sage Euch aber nochmals, daß Ihr dieses Gesicht nicht sehen werdet. Es ist unmöglich — unmöglich, hört Ihr wohl! Unmöglich!! — Laßt daher dieser Frau zur Ader, wenn Ihr glaubt, daß dies sie retten könne, aber macht schnell!«

»Aber wenn ich sie nun dadurch tödte?«

»Nun gut, wenn Ihr sie tödtet,« entgegnete die rothe Maske mit unheimlichem Lächeln, »dann habt Ihr Euch darüber keinen Vorwurf zu machen, weil Ihr nach eurer besten Ueberzeugung und nach eurem Gewissen gehandelt habt. Wird übrigens damit ein Verbrechen oder auch nur eine Sünde begangen, so nehme ich das eine wie die andere auf mein Gewissen.«

»Nun so laßt mir ein Becken und Binden geben,« murmelte Pierre Prost, »ich will den Aderlaß versuchen und Gott bitten, nicht zu gestatten, daß meine Hand, wenn auch unschuldig, eine mörderische werde.«

»Betet, betet!« rief die rothe Maske. »Ich wüßte nicht, was Euch daran hindern sollte, und wenn Gott Euch nicht erhört, so erhört Euch vielleicht der Teufel.«

Pierre Prost bekreuzte sich, als er diese frevelnden Worte hörte.

Die rothe Maske schlug ein lautes Gelächter auf.

Hierauf winkte sie dem Manne, welcher am Camine stand und die an die Wand genagelte umgedrehte Tapete aufhebend, durch eine Thür verschwand, deren Vorhandenseyn der Arzt bis diesen Augenblick nicht geahnt hatte.

Nach Verlauf einer Minute erschien er wieder und brachte ein kupfernes Becken.

Während seiner Abwesenheit hatte die rothe Maske noch ein Stück von dem weißen Stoffe abgerissen, und der Arzt machte Binden davon.

In einer Ecke des Zimmers lag das Kind auf der den Fußboden bedeckenden Tapete und wimmerte kläglich.

Draußen brüllte der Sturm mit verdoppeltem Ungestüm. Die kleinen Glasscheiben des einzigen Fensters zitterten und klirrten in ihren bleiernen Einfassungen.

Alles war bereit. Pierre Prost band den Arm der immer noch Ohnmächtigen oberhalb des Ellbogens scharf zusammen und schlug die Ader.

Das Blut floß anfangs langsam und nur Tropfen um Tropfen, dann rascher und endlich sprang es hervor wie ein langer purpurner Faden. Pierre Prost fing es mit dem kupfernen Becken auf.

Nach Verlauf eines Augenblicks hob ein tiefer Seufzer die Brust der Entbundenen.

»Sie kommt wieder zu sich,« sagte der Arzt. »Die Gefahr ist gehoben — wenigstens die, welche ich bis jetzt fürchtete.«

Die junge Frau machte eine Bewegung, wie um sich zu erheben, und stammelte mit matter Stimme:

»Mein Kind — wo ist mein Kind?«

Der Unbekannte näherte sich rasch.

Er legte den Finger auf den Mund, um dem Arzt, welcher mit Leinwandbinden die Ader zusammenschnürte, um den Bluterguß zu hemmen, Schweigen zu gebieten, und antwortete:

»Eure Tochter lebt, Madame, und sie wird leben, dafern Ihr sie nemlich nicht selbst dadurch zum Tode verurtheilt, daß Ihr sie wiederzusehen sucht.«

»Sie wiederzusehen, sie wiederzusehen! O mein Gott, Ihr wollt mir sie also nehmen?«

»Ja, Madame.«

»Und ich werde sie niemals wiedersehen?«

»Nein, niemals.«

Man hörte erstickten Schluchzen unter der Kappe, dann nach einigen Secunden hob die arme junge Mutter wieder an:

»Dann erlaubt mir wenigstens, sie einmal, ein einziges Mal zu umarmen, ehe ich mich auf immer von ihr trenne. Ach, ich weiß, daß Ihr kein Mitleid kennt, Messire; ich weiß, daß Ihr grausam seyd, aber Ihr werdet es nicht in so hohem Grade seyn, daß Ihr Euch weigert, mir zu gewähren, um was ich bitte — meine Tochter ein einziges Mal küssen zu dürfen.«

»Nun so küßt sie,« antwortete die rothe Maske, »aber sprecht kein Wort weiter.«

Und sich gegen Pierre Prost wendend, sagte er zu ihm: »Gebt ihr das Kind.«

Der Arzt gehorchte.

O, es war eine wahnsinnige Umarmung! es war ein Augenblick wirklichen Deliriums, als die arme Mutter das Kind, welches sie unter ihrem Herzen getragen, dieses schwache wimmernde Wesen, welches sie nicht sehen konnte und welches sie ohne Zweifel niemals sehen sollte, an ihre Brust drückte und mit ihren Küssen bedeckte.

Während sie dies aber that, verrieth die rothe Maske offenkundige Anzeichen einer immer höher steigenden und schlecht verhehlten Ungeduld.

Schon öffneten sich die Lippen des Unbekannten, um Pierre Prost zu befehlen, das Kind wieder wegzunehmen, als

ein unerwarteter Zufall der unglücklichen Mutter noch einige Secunden Frist verschaffte.

Ein neuer Ausbruch des Sturmes, schrecklicher als alle bis jetzt vorangegangenen, kam heulend und brüllend durch die Lüfte daher und brach sich an den massiven Mauern, wie sich die Wogen des Oceans an den Felsen von Pen'-March brechen.

Mehre der kleinen Fensterscheiben vermochten dem Drucke nicht zu widerstehen, sprangen aus dem verbogenen Blei und brachen beim Herabfallen in tausend Scherben. Der Wind verfing sich in den schmalen Oeffnungen — ein gewaltiger Luftzug entstand zwischen dem Fenster und dem Camin und die wie Spreu in die Höhe gewehten glühenden Kohlen flogen im ganzen Zimmer herum, welches sich sofort mit dichtem Rauche füllte.

Schon fing die den Fußboden bedeckende Tapete und der Fußboden selbst stellenweise Feuer.

Diese unmittelbare Gefahr, welche durch die Heftigkeit des Sturmes noch furchtbarer gemacht ward, bewog die rothe Maske einige Secunden lang ihre anderen Gedanken in den Hintergrund treten zu lassen und sie eilte schnell herbei, um die hier und da umhergestreuten brennenden Kohlen mit dem Fuße auszutreten.

Diesen rasch wie der Blitz vorübergehenden Augenblick benutzte Pierre Prost, um sich auf das Bett niederzubeugen und zu murmeln:

»Seyd unbesorgt, arme Mutter, ich werde für euer Kind sorgen.«

Die Frau, an welche diese Worte gerichtet waren, antwortete nicht darauf, aber ihre Hand bemächtigte sich der des

Arztes, in welche sie einen Gegenstand von sehr geringem Umfange hineingleiten ließ.

Die Lampe war ausgelöscht — der beißende erstickende Rauch von der verbrannten Tapete bildete einen dichten Qualm. Pierre Prost konnte den Gegenstand, welchen diese Entbundene ihm auf so verstohlene Weise gegeben, nicht sehen und verbarg ihn daher in seiner Brusttasche.

In diesem Augenblick näherte sich ihm die rothe Maske mit dem Ausdruck der Unruhe und des Mißtrauens.

»Ihr habt nun weiter nichts mehr hier zu thun,« sagte sie. »Ihr müßt fort!«

Und die Neugeborne mit brutaler Gewalt den Armen der Mutter entreißend, sagte der Unbekannte zu dem maskirten und schwarz gekleideten Diener gewendet, der ohne ein Wort zu sprechen, allen diesen Auftritten beigewohnt hatte:

»Nehmet dieses Kind und geht hinunter — wir folgen Euch.«

Gleichzeitig band er dem Arzte wieder die Larve vor, welche ihn für den Augenblick blind machte.

»Kommt,« sagte er, indem er ihn bei der linken Hand faßte.

Einer jener plötzlichen Gedanken, welche zuweilen wie ein leuchtender Blitzstrahl unter Umständen der äußersten Bedrängniß auftauchen durchzuckte Pierre Prost's Gemüth.

Das mit Blut gefüllte kupferne Becken stand auf der Diele zu seinen Füßen, das wußte er. Er bückte sich rasch, als ob er einen Fehltritt gethan hätte, und tauchte seine Hand bis an das Gelenk in das Blut.

Der Unbekannte glaubte, der Arzt sey gestolpert und zog ihn mit sich fort aus dem Zimmer hinaus. Pierre Prost zählte

wie beim Heraufsteigen wieder die zweiundzwanzig Stufen der Treppe.

Unten angelangt, hob er seine Hand, wie er beim Heraufkommen gethan, aber diesmal nicht um seinen Kopf zu schützen, sondern um die Spur seiner blutigen Finger auf dem Gewölbe zurückzulassen. Die rothe Maske bemerkte davon nichts.

»Ihr habt gethan, was ich von Euch erwartete,« sagte sie stehen bleibend und ehe sie die niedrige Thür öffnete, hinter welcher man den Orkan brüllen hörte. »Ihr habt mir gedient und es ist gerecht, daß Ihr dafür belohnt werdet.«

»Ich verlange nichts,« antwortete Pierre Prost, »ich wünsche nichts.«

»Ich gehöre nicht zu den Leuten, welche sich umsonst dienen lassen,« entgegnete der Unbekannte stolz, »und übrigens erwartete ich noch etwas von Euch — nehmt also das da.«

Mit diesen Worten drückte er dem Arzt einen kleinen ziemlich schweren Leinwandbeutel in die Hand.

Dann hob er wieder an:

»Dieses Gold wird Euch die Mittel gewähren, euer Kind zu erziehen.«

»Ah,« stammelte Prost, »Ihr wißt ja, daß mein Kind todt ist.«

»Euer Kind lebt,« sagte die rothe Maske in langsamem festem Tone. »Bedenket, daß die Ereignisse dieser Nacht ein Traum sind, welchen Ihr bei eurem Erwachen vergessen müßt. Vor einigen Stunden standet Ihr in eurem Hause bei einem Kinde — eurer Tochter, welche in ihrer Wiege schlief. In einigen Stunden werdet Ihr wieder dahin zurückgekehrt seyn — ein kleines Mädchen — dasselbe — wird neben Euch liegen und seit gestern Abend werdet Ihr Longchaumois nicht ver-

lassen haben. Versteht Ihr nun, warum ich sage, daß eure Tochter nicht todt sey?«

»Ja,« antwortete Pierre, »ich verstehe. Ihr wollet, daß in den Augen Aller das Kind, welches so eben geboren worden, das Kind sey, welches ich verloren — Ihr wollet, daß mein armes Kind niemals aufgehört habe zu leben —«

»Ja, das will ich. Werdet Ihr es thun?«

»Ich werde es thun und nicht blos den Schein, sondern auch das Herz eines Vaters werde ich für das arme verlassene Wesen haben.«

»Nun so gehet und wenn Euch eure Ruhe und euer Leben lieb ist, so vergeßt nicht, was ich Euch gesagt habe. Jede Verletzung der Euch zur Pflicht gemachten Verschwiegenheit wäre der Tod und ich sage Euch nochmals, daß Ihr nicht allein sterben würdet.«

Die rothe Maske öffnete hierauf die niedrige Thür und führte den Arzt durch den Schnee bis an die Stelle, wo der mit frischen Pferden bespannte Schlitten wartete.

Pierre Prost stieg in den Schlitten und zwei Männer nahmen rechts und links neben ihm Platz. In seine Arme legte man die in einen jener Mäntel von grober gestreifter Wolle, deren sich die Bauern bedienen, gewickelte Kleine.

Die Pferde setzten sich in Bewegung.

Man fuhr über die beiden Zugbrücken, passirte unter den beiden Gewölben hindurch und dann stürzte sich das Gespan mit schwindelnder Schnelligkeit auf den steilen Abhang, zu dessen Ersteigung man eine Stunde gebraucht und den man jetzt in wenigen Minuten hinunterfuhr.

Als der Schlitten in der Nähe von Longchaumois hielt, war der Tag noch lang nicht angebrochen — der Orkan legte

sich ein wenig, aber der Schnee fuhr fort in dichten Flocken zu fallen.

Der Arzt wußte nicht, daß man schon angekommen sey, und getäuscht durch die fabelhafte Schnelligkeit der Fahrt glaubte er, man könnte höchstens die Hälfte des Weges zurückgelegt haben.

»Wo sind wir?« fragte er den seiner Begleiter, welcher ihm gebieterisch befahl auszusteigen.

»Das werdet Ihr sehen,« antwortete der Mann.

Dann als Pierre Prost den Schlitten verlassen hatte, setzte er hinzu:

»Man befiehlt Euch, eure Maske nicht eher abzunehmen, als bis Ihr fünf Vaterunser und fünf Ave gebetet haben werdet.«

»Vater unser, der Du bist im Himmel« — begann der Arzt.

Gleichzeitig hörte er das scharfe Pfeifen der Schlittenkufen, welche den gefrorenen Schnee durchschnitten. Dieses Geräusch entfernte sich rasch.

Als Pierre Prost die fünf Vater unser und die fünf Ave gebetet hatte, riß er seine Larve herunter.

Er stand zwei Schritte von der Thür seines Gärtchens!

Mit gebrochenem Herzen kehrte er in sein Haus zurück. Die Neugeborne ward in die leere Wiege gelegt. Der Arzt holte dann die Ziege, und die Lippen des armen Kindes hefteten sich begierig an die vollen Zitzen der schwarzgehörnten Amme.

Dann nachdem es getrunken, schlief es ein.

Nun konnte Pierre Prost seine blutige Hand waschen und den geheimnißvollen Gegenstand betrachten, welchen die unglückliche Unbekannte ihm verstohlen in die Hand gedrückt.

Es war ein Medaillon von ciselirtem Gold, sehr schön gearbeitet und mit der von Diamanten zusammengestellten Nachahmung einer kleinen wilden Blume, einer Eglantine oder Hagerose, geschmückt.

Was den Leinwandbeutel betraf, welchen ihm die rothe Maske gegeben, so enthielt derselbe zehntausend Livres in Gold — eine für jene Zeit enorme Summe.

Gleich nach Tagesanbruch kam ein Bauer von Longchaumois, um sich bei dem Arzt nach dem Befinden seines Töchterchens zu erkundigen, denn man wußte, daß es schwächlich und fast dem Tode nahe gewesen war.

»Ich danke Euch, Nachbar,« antwortete Pierre Prost. »Es geht besser, viel besser mit der Kleinen und ich hoffe nun, daß sie am Leben bleiben werde.«

Er hatte Grund zu hoffen.

Nach Verlauf von einigen Wochen war die vorher so blasse und schwächliche Kleine nicht mehr zu erkennen, so frisch und stark war sie.

Sie versprach dereinst — wie die Bauern sagen — ein tüchtiges, derbes Mädchen zu werden.

Nur erweckte es in der ganzen Umgegend nicht wenig Erstaunen und beinahe Aergerniß, als man sah, daß der Arzt — ein guter Christ, wenn er nemlich nun noch einer war — seiner Tochter, anstatt den Namen einer Heiligen, einen Blumennamen gab und sie Eglantine nannte!

Erster Theil.

Der Capitän Jean Claude.

I.

Die Herberge von Champagnolles.

Es ist unumgänglich nothwendig, hier eine kurze historische Notiz über die Lage der Franche-Comté im Jahre 1638 einzuschalten, das heißt ungefähr achtzehn Jahre nach der Schreckensnacht des 17. Januar 1620 — jener Nacht, deren furchtbare und geheimnißvolle Ereignisse wir in dem Prolog dieses Buches erzählt haben.

Ich bitte meine Leser diese flüchtigen Notizen nicht zu überschlagen, weil ohne dieselben das Verständniß der darauffolgenden Erzählung außerordentlich schwierig seyn würde.

Die Franche-Comté gehörte, wie wir bereits wissen, seit Carl V. zu Spanien. Nach dem Tode Philipps II. bildete sie einen Theil der Aussteuer seiner Tochter, der Infantin Clara Isabella Eugenie, welche den Erzherzog Albert von Oesterreich geheiratet hatte.

In der darüber ausgefertigten Urkunde war bestimmt, daß, wenn diese Prinzessin ohne Erben stürbe, dann ihr Erbtheil wieder an das Haus Spanien zurückfallen solle.

Clara Isabella Eugenie bekam keine Kinder und kraft

der so eben erwähnten Bestimmung fiel die Franche-Comté gegen das Jahr 1634 in die Hände des neuen Königs Philipp IV.

Die Franche-Comté war damals in drei Vogteien getheilt, in die Vogtei Amond, die Vogtei Aval und die Vogtei Dôle.

Vesoul, Besançon und Dôle waren die Hauptstädte dieser drei Vogteien. Ein Parlament, dessen Mitglieder von den Generalstaaten ernannt wurden, verwaltete die Provinz, und dieses Parlament hielt, wie wir bereits wissen, seine Sitzungen in Dôle.

Die Franche-Comté genoß — obschon sie unter der Krone Spaniens stand — sehr große Freiheit. Sie bewilligte ihre Abgaben selbst und diese wurden ausschließlich in dem Lande selbst verwendet. Der König von Spanien begnügte sich mit dem Ertrag der Salzwerke und einem freiwilligen Geschenk, welches sich jährlich auf nicht mehr als zweihunderttausend Livres belief.

Außerdem sollte die Provinz auch noch ein Contingent von vier wohlbewaffneten und gut ausgerüsteten Regimentern stellen. Gegen Leistung dieser Verbindlichkeiten konnten die Comtesen zu den höchsten Würden zugelassen werden. Ihre Anhänglichkeit an Spanien war grenzenlos, eben so wie das Wohlwollen dieses Staates gegen sie.

Dagegen verabscheuten sie Frankreich und den französischen Namen und bewiesen von 1634 bis 1668 diesen Haß auf glorreiche Weise durch dreiunddreißig Jahre heldenmüthiger Kämpfe gegen die Knechtungsversuche ihrer furchtbaren Nachbarn.

Am 19. Mai 1634 erklärte der große Cardinal Richelieu, unter dem Vorwande, daß ein spanisches Truppencorps

die mit Frankreich verbündete Stadt Trier überfallen und daß Besançon dem durch Ludwig XIII. seiner Staaten beraubten Herzog von Lothringen Carl IV. ein Asyl gewährt habe, der Krone Spanien den Krieg.

Am 28. Mai 1636 begann Condé mit zwanzigtausend Mann Fußvolk und achttausend Mann Reiterei die Stadt Dôle zu belagern.

Begleitet war er von dem Oberst Gassian und La Mailleraye, Großmeister der Artillerie. Die Stadt ward von den Räthen Boyvin, Béreux und Louis Petroy von Vesoul — von dem Ingenieur Jean Maurice Tissot, dem tapfern Commandanten von Verne, dem Capitän von Grammont, Girardot von Beauchemin, dem Advocaten von Michoutey und dem Corporal Donneuf muthig vertheidigt.

Gleichzeitig mußten die Freicorps des Baron Cäsar du Sai d'Arnans und des Capitäns La Cuzon die Franzosen auf alle mögliche Weise zu beunruhigen und zu necken. Der Prinz von Condé sah sich daher bei Annäherung Carls von Lothringen am 14. August 1636 genöthigt, die Belagerung aufzuheben.

Im nächstfolgenden Jahre fiel der Herzog von Begueville mit Feuer und Schwert in den südlichen Theil der Franche-Comté ein, während im Norden Bernhard von Sachsen-Weimar an der Spitze einer schwedischen Armee das Land auf furchtbare Weise verwüstete.

Dies war der Zustand der unglücklichen Provinz in dem Augenblick, wo unsere Erzählung ihren Fortgang nimmt, nachdem sie mit einem Male einen Zwischenraum von achtzehn Jahren übersprungen.

* * *

An einem kalten, schauerlichen Tage des Decembermonats 1638 und in dem Augenblick, wo das Läuten des Angelusglöckchens verhallte, ritt ein in einen langen braunen Mantel gehüllter Reiter mit seinem müden Pferde langsam die Hauptstraße des Marktfleckens Champagnolles in der obern Franche-Comté hinauf. Einige Hunde bellten, einige Bauern kamen, angelockt durch die Hufschläge des Pferdes, an die Schwelle ihrer Thüren und folgten, als der Reisende vorüber war, ihm mit neugierigem, verwundertem Blick.

Dieser Reiter und sein Thier langten vor einem Hause an, welches ein wenig größer war und etwas besser aussah als die zunächst um dasselbe herumstehenden. Ueber dem Haupteingange baumelte ein Büschel trockenes Farrenkraut und an der weißen Wand standen mit schwarzen Buchstaben die Worte angeschrieben:

»Zum Capitän La Cuzon.«

Vernier, Gastwirth.
Gibt zu essen und zu trinken — verkauft Kleie, Hafer und Häckerling.
Beherbergt zu Fuße und zu Pferde.

»Das paßt für mich!« dachte der Reiter.

Und er stieg vom Pferde, indem er mit gleichzeitig sanfter und laut vernehmlicher Stimme rief:

»Heda, Wirth!«

Auf diesen Ruf kam ein Mann von fünfundfünfzig bis sechzig Jahren, trotz seines Alters noch rüstig, von langem, geradem Wuchse, aus der Herberge heraus und antwortete:

»Hier ist der Wirth, den Ihr verlanget, Messire — soll ich euer Pferd in den Stall bringen?«

»Ja. Und ich ersuche Euch ihm reichliche Streu, gutes Futter und eine doppelte Portion Hafer zu geben. Es liegt mir daran, daß es besser versorgt werde, als ich.«

»Und, pardieu! Ihr habt sehr recht, Messire!« entgegnete der Herbergswirth. »Der Mensch hat den Mund, um zu befehlen und sich bedienen zu lassen, das Pferd aber muß sich mit dem begnügen, was man ihm gibt — das arme Thier — deshalb kommt es dem Herrn zu, Sorge zu tragen, daß es diesem guten Diener an nichts gebreche. Uebrigens verdient auch euer Pferd behandelt zu werden wie ein Prinz. Es ist ein Thier von guter Race und hohem Werthe. Ich glaube, es ist gar nicht zu ermüden.«

»Ihr seyd ein Kenner, wie es scheint.«

»Pardieu! ob ich ein Kenner bin! Ich glaube wohl, daß ich einer bin! Ich habe fünfzehn Jahre bei der Reiterei gedient. — Erkundigt Euch einmal bei dem Oberst Barroz nach Jacques Vernier! Wer weiß übrigens ob ich nicht, trotz meiner achtundfünfzig Jahre, noch einmal den Fuß in den Bügel setze. Ich habe eine feurige Stute im Stalle stehen, die mich sehr gut tragen würde, wißt Ihr, und die Sattelpistolen sind noch nicht so verrostet, daß sie, wenn ich sie ein wenig polire, nicht noch dazu dienen könnten, auf fünfzig Schritt einem Schweden, oder einem Grauen, oder Franzosen eine Kugel in den Wanst zu jagen. Doch genug, wir wollen's abwarten. Mittlerweile lebe der Capitän La Cuzon. Ihr werdet gesehen haben, Messire, daß ich meine Herberge unter seinen Schutz gestellt habe, und der Teufel oder Bernhard von Sachsen-Weimar soll mich holen, wenn dieser Schutzheilige nicht eben so gut ist als ein anderer. Die gute heilige Jungfrau Maria und der

große heilige Jacob, die ich beide von ganzem Herzen verehre, werden mir es nicht übel nehmen, aber der Capitän La Cuzon ist auch ein Heiliger und wird vielleicht auch ein Märtyrer werden — der Märtyrer der Freiheit.«

Man erräth, daß Jacques Vernier, der ehrliche patriotische, aber etwas geschwätzige Herbergswirth, nicht mitten auf der Straße seiner angebornen Redseligkeit den Zügel hatte schießen lassen.

Es geschah dies vielmehr, während er das Pferd des Angekommenen in den Stall führte und ihm seinen Platz vor einer gut versehenen Raufe anwies.

»Sehet,« hob er nach kurzem Schweigen wieder an, indem er dem Reiter, der ihm gefolgt war, den Inhalt eines reichlichen Maßes Hafer vor die Augen hielt, »sehet einmal dieses Korn an, Messire. Das ist schön schwer und gesund. Es ist von meiner letzten Ernte und läßt nichts zu wünschen übrig. Das Roß Carls von Lothringen oder selbst das des Capitäns La Cuzon selbst könnte damit zufrieden seyn.«

Der Fremde erkannte die großen Vorzüge des fraglichen Hafers gern an und dies gewann ihm sofort gern die Achtung des wackern Jacques Vernier, dessen Zuneigung er sich bald vollständig dadurch erwarb, daß er die fleischige Kruppe, die kräftigen Formen, die breite Brust, das glänzende Haar und die schlanken Beine seiner Lieblingsstute bewunderte.

Nachdem er über die Eigenschaften und Vollkommenheiten dieses unvergleichlichen Thieres ein Langes und Breites geschwatzt, setzte der würdige Herbergswirth hinzu:

»Und nun, Messire — nun, wo euer Pferd seine Streu und sein Futter hat, hält Euch nichts ab an Euch zu denken. Wollt Ihr einen Bissen essen?«

»Allerdings.«

»Die Zeiten sind jetzt schlecht — es wird nicht viel gereist — ich habe seit länger als acht Tagen Niemanden beherbergt und fürchte, daß die Speisekammer nicht zum Besten bestellt sey.«

»Thut nichts. Wenn Ihr mir auch weiter nichts als Brot zu geben hättet, so würde ich mich damit doch vollkommen begnügen.«

»O, etwas Besseres wird es schon noch geben, Messire. Ihr werdet kalte Küche bekommen — Ihr werdet Speck und Eier bekommen — Ihr werdet ein Huhn bekommen, dem ich sogleich den Hals umdrehen werde — Ihr werdet ein Stück Käse aus dem Gebirge bekommen — und alles dies werdet Ihr mit einer guten alten Flasche Wein von den Azuren befeuchten, welcher, wie Ihr wißt, der erste Wein der Welt ist.«

»Lieber Wirth,« sagte der Reisende lächelnd, »Ihr seyd nicht wie die meisten eurer Collegen. Ihr kündet mir erst an, daß Ihr mir nichts zu geben hättet, während Ihr doch ein fürstliches Mahl in Aussicht stellt. Andere Gastwirthe dagegen haben die üble Gewohnheit, Wunderdinge zu versprechen und dann, wenn es zum Treffen kommt, ein elendes, mageres Gericht zum Vorschein zu bringen.«

»Pardieu, Messire,« antwortete Jacques Vernier mit einem Ausdruck gerechten Stolzes, »die Sache ist sehr einfach. Meine Collegen haben entweder den »Schwan des Kreuzes« oder das »weiße Roß« oder die »goldene Sonne« oder den »heiligen Martin« zum Aushängeschild, wodurch sie zu nichts verbindlich gemacht werden. Sie versprechen mehr, als sie halten können und sind in ihrem Recht. Wenn man aber, wie ich, die Ehre hat, an die Wand seiner Herberge »zum Capitän La Cuzon« zu schreiben, dann ist man entweder ein elender Kerl, erbärmlicher als ein Franzose oder ein Schwede

oder man ist sich schuldig mehr zu halten als man verspricht. »Hoher Stand legt Pflichten auf!« sagen die Edelleute und sie haben Recht. Ich, der ich nur ein Herbergswirth bin, habe dieses Sprichwort zu meinem Gebrauche umgemodelt und sage: »Ein gutes Aushängeschild legt Pflichten auf,« und pardieu! ich habe auch Recht.«

Der Reisende konnte die Theorien seines Wirthes vollständig billigen. Er gab demnach seine Zustimmung durch Wort und Geberde zu erkennen und begleitete Jacques Vernier, der ihn in das Haus führte.

Das Gemach, in welches sie mit einander eintraten, war die Küche.

Der Eingangsthür gegenüber befand sich ein hoher breiter Camin von grauem Stein, auf dessen Simse man die verschiedensten Gegenstände — eine lange durch zwei Haken in wagrechter Lage gehaltene lange Muskete, eine buntangemalte Gypsstatue des San Jago vor Compostella, zwei Sattelpistolen, ein wenig verrostet und von welchen wir den Herbergswirth bereits haben sprechen hören, einen am letzten Osterfest geweihten Buchsbaumzweig und endlich einen großen Reitersäbel erblickte.

Eine links von dem Camin angebrachte Thür führte in den »Ofen«. Mit diesem Namen bezeichnete man in der Franche-Comité damals eben so wie heute noch ein an die Küche anstoßendes Gemach, welches durch denselben Camin geheizt ward.

Eine zweite Thür auf der rechten Seite ließ in dem Halbdunkel die ersten Stufen einer hölzernen Treppe sehen, welche in das obere Stockwerk hinaufführte. Eine dritte Thür endlich ging in die Scheune, aus welcher ein guter, kräftiger Heugeruch herüberduftete.

An der kahlen weißgetünchten Wand sah man ein großes, sehr naives, blau, roth, gelb und grün gepinseltes Bild mit vier großköpfigen Nägeln befestigt. Dieses Bild stellte den Schutzheiligen des Kirchspiels vor. Jedes Jahr zum Kirchweihfest holte der Dorfmusikant mit seiner bebänderten Violine dieses Bild ab und ersetzte es durch ein anderes vollkommen gleiches, wofür er ein kleines Geldgeschenk erhielt, welches man ihm immer sehr gern verabreichte.

Es war dies eine nicht sehr lästige Abgabe, die dem herrschenden Gebrauch zufolge von allen comtesischen Bauern, armen sowohl als reichen, erhoben ward.

Auf der andern Seite stand ein ungeheuer großer Küchentisch von polirtem Nußbaumholz, welches durch das Alter und den Rauch so schwarz geworden war, wie altes Eichenholz. Auf diesem Tische stand das Zinngeschirr, blank wie Silber, und einige jener porzellanähnlichen Gegenstände, welche heutzutage von Liebhabern solcher Alterthümer mit Gold aufgewogen werden.

Die Küchengeräthschaften, die großen Eimer von weißgescheuertem Tannenholz mit blankgeputzten eisernen Reifen hingen zu beiden Seiten des Küchentisches. Zwei lange schmale Tafeln, um welche herum dreibeinige Holzstühle standen, vervollständigten die Ausstattung der Küche.

Ein an beiden Enden an der Decke aufgehängtes Bret bog sich unter der Last eines halben Dutzends großer schwarzer Brote. Ein eiserner Haken hielt unter dem Sims des Camins eine dicke Speckseite fest und Kolben von gelbem Mais — was man in der Franche-Comté türkischen Weizen nennt — hingen längs der grob behauenen Deckbalken herab.

So war im Jahre 1638 die Küche einer Dorfherberge und so ist sie heute noch.

In diesem Gemach trabte eine junge Magd mit der franche-comtesischen »Caline« auf dem Kopfe und in ihrem kurzen Rocke von gestreiftem dicken Zeuge, welcher ihre mit blauen Strümpfen bekleideten stämmigen Beine bis über den Knöchel hinauf sehen ließ — rechts und links — und ließ die Diele von dem energischen Tritt ihrer schweren mit Schafleder gefütterten Holzschuhe erzittern, in welchen ihre großen platten Füße sich bargen.

Sie ging von dem Camin nach den beiden Tischen und von den beiden Tischen nach dem Küchentisch. Hier überwachte sie den Inhalt eines wichtigen Kessels, welcher beinahe überkochte, dort rieb sie die Tannenbreter mit männlicher Kraft, oder stellte dies oder jenes Geschirr in Ordnung — kurz sie war dem Anscheine nach sehr beschäftigt, verrichtete aber der löblichen Gewohnheit der Mägde aller Zeitalter und aller Gastwirthschaften der Welt zufolge in der That nur sehr wenig Arbeit.

In dem Augenblick des Eintritts des Reisenden, welcher Jacques Vernier voranschritt, blieb sie stehen, versuchte einen Knix zu machen uud heftete ihre kleinen schwarzen Augen, die durch die Neugier größer zu werden schienen, auf den Eintretenden.

»Na, Jeanne Antoine,« rief der Wirth über dieses Benehmen der Magd sich ärgernd, »leg lieber ein Scheit Holz in das Feuer, anstatt dazustehen und diesen Herrn anzugaffen, als ob er ein Meerwunder wäre.«

»Na, Meister,« entgegnete Jeanne Antoine etwas schnippisch, »was ist denn das weiter? Sieht doch die Katze den Kaiser an!«

»Ruhig! Thue was ich sage und schwatze nicht.«

»Nun ja, aber ich dächte —«

Jacques Vernier stampfte ungeduldig mit dem Fuße.

Die Magd schwieg und ging achselzuckend hinaus, um das verlangte Scheit Holz zu holen. Sobald sie die Küche verlassen hatte, begann der Gastwirth zu lachen.

Ganz gewiß benahm sich dieses Mädchen nicht sehr ehrerbietig gegen ihren Herrn, der es ihr aber weiter nicht übelzunehmen schien.

Beeilen wir uns hinzuzufügen, daß der Herbergswirth Witwer war, woraus sich natürlich Vieles erklärt.

»Die Dirne ist jung,« sagte er, »und hat keine Erziehung. Sie versteht nichts von guten Manieren, aber sie ist ehrlich und arbeitsam. Sie hält das Haus sauber von oben bis unten und würde im Nothfalle auch eine Muskete auf die Franzosen oder Schweden abfeuern — ja, pardieu! das würde sie thun. Setzt Euch, Messire, auf diesen Schämel an den Camin und wärmt Euch — in einer Minute, wenn die alberne Dirne einige Scheite auf die Kohlen geworfen haben wird, werdet Ihr eine schöne Flamme sehen, so hell wie ein Hahnenkamm.«

Der Reisende entledigte sich in diesem Augenblick des weiten Mantels, in welchen er sich gehüllt hatte, und des schwarzen an der einen Seite aufgekrämpten und mit einer Reiherfeder geschmückten Filzhutes, der seinen Kopf bedeckte.

Er warf diesen Hut und diesen Mantel auf den Tisch und näherte sich dem Camin. Er war ein großer junger Mann von drei- bis vierundzwanzig Jahren — sehr schön — beinahe zu schön, mit langem, hellbraunem Haar, welches in natürlichen Locken seine Wangen umwallte.

Sein etwas bleiches und ein vollkommenes Oval bezeichnendes Gesicht besaß die Regelmäßigkeit, die Zartheit und Sanftheit eines Frauenantlitzes und man hätte an eine Ver-

kleidung glauben können ohne den feinen seidenweichen über der Oberlippe stutzerhaft in die Höhe gedrehten Schnurbart und ganz besonders ohne den kühnen, entschlossenen, beinahe kecken Ausdruck seiner tiefblauen Augen, welche von langen Wimpern beschattet wurden, auf die eine weibliche Schönheit hätte stolz seyn können.

Sein Costum war gleichzeitig das eines Kriegers und das eines Edelmannes. Er trug ein weites Wams und Beinkleider von schwarzem Sammt und weite Stulpenstiefel mit silbernen Sporen.

Ein langer, breiter Degen, der in einer gewandten und muthigen Hand eine furchtbare Waffe seyn mußte, hing mittelst eines ledernen mit grüner Seide gestickten Gehänges an seiner Seite.

Fügen wir, um dieses flüchtige Porträt zu vervollständigen, hinzu, daß die Füße und die Hände dieses Reiters von feiner, untadelhafter Form waren, was das unwiderleglichste Merkmal einer reinen, vornehmen Abkunft ist.

»Dies,« dachte Jacques Vernier, während der junge Mann sich dem Camin näherte, »dies ist ein echter Edelmann — ja, eben so gewiß als der Capitän La Cuzon der erste Mann der Welt ist. Ich wollte meinen Antheil am Paradiese verwetten, daß die Sache so ist, wie ich sage — ja, pardieu — bei allen Teufeln!«

II.

Die große Dreieinigkeit.

Die junge Magd, welche auf den zierlichen Namen Jeanne-Antoine hörte, trat bald darauf wieder herein und trug auf ihrer Schulter ein Holzbündel, welches größer war als sie selbst. Dieses Holz ward in den Camin geworfen, und es dauerte nicht lange, so erhellte eine muntere, prasselnde Flamme mit ihrem heiteren Scheine die ganze Küche und spiegelte sich in dem großen Anrichtetisch, in den Rändern der zinnernen Schüsseln und in dem geschweiften Bauche der Porzellanvase mit unmöglichen Blumen.

Während der Reisende sich's am Feuer bequem machte, ließ Jacques Vernier, indem er auf joviale Weise die Magd antrieb, welche aber deswegen nicht schneller machte, den Tisch zu decken, drehte einem Huhn den Hals um, schlug Eier zur Omelette, warf ein Stück Speck in die im Kessel kochende Fleischbrühe, holte die mit einem ehrwürdigen Netz von Spinnweben bedeckte Flasche alten Wein aus dem Keller und schickte sich mit einem Worte, seinem stolzen Wahlspruche treu, an, vollständig zu halten, was er versprochen, ja sogar noch mehr zu thun.

Der Fremde versank, den einen Fuß auf den breiten Kopf eines der Feuerböcke setzend, den Ellbogen auf das Knie und den Kopf auf die Hand stützend, in tiefes Nachdenken und

schien auf nichts zu achten, was um ihn herum geschah oder gesagt ward.

Er stutzte daher, als der Gastwirth ihm mit seiner gutmüthigen, groben, lautschallenden Stimme zurief:

»Messire, das Frühstück ist aufgetragen und ich wage zu behaupten, daß Ihr damit nicht allzu unzufrieden seyn werdet.«

»Ich glaube es wie Ihr, mein wackerer Wirth,« antwortete der junge Mann, indem er aufstand. »Aber werdet Ihr mir nicht Gesellschaft leisten und mit mir ein Glas von diesem respectablen Weine trinken?«

»O sehr gern, pardieu! Messire! Ich habe mich niemals geweigert, einer höflichen Einladung zu entsprechen. Ihr seyd ein Edelmann und ich bin ein Bauer, aber Oberst Barroz behauptet und ich behaupte es wie er, daß ein alter Soldat mit allen Edelleuten der Welt anstoßen kann.«

»Wer das sagt, ist ein Mann von Verstand und von Herz. Dies ist aber schon das zweite Mal, daß ich Euch den Namen den Oberst Varroz aussprechen höre. Wer ist denn dieser Oberst Varroz?« fragte der Unbekannte.

Jacques Vernier heftete auf den jungen Mann einen Blick, der das größte Erstaunen verrieth.

»In der That, Messire,« sagte er nach einer Pause, »Ihr müßt ein Ausländer seyn und sehr weit herkommen.«

»Allerdings bin ich ein Ausländer,« antwortete der junge Mann lächelnd, »und komme auch ziemlich weit her.«

»Ihr seyd aber doch kein Franzose, hoffe ich?«

»Nein.«

»Und auch kein Schwede?«

»Auch kein Schwede.«

»Und auch kein Anhänger weder der Schweden noch der Franzosen?«

»Weder der Einen noch der Andern, dies versichere ich Euch.«

»Ich freue mich, das zu hören. Wohlan, Messire, der Oberst Varroz ist eines der Mitglieder unserer großen Dreieinigkeit.«

»Von welcher Dreinigkeit sprecht Ihr?«

»Ich spreche von Varroz — von Jean Claude Prost und von dem Pfarrer Marquis — unsern drei Helden — unsern drei Riesen.«

»Und den Capitän La Cuzon — zählt Ihr diesen nicht auch mit?«

»La Cuzon und Jean Claude Prost sind ein und derselbe Mensch — Prost ist sein Name — La Cuzon ist sein Zuname. Ihr seyd wohl von der Lage unseres Landes nicht unterrichtet, Messire?«

»Ich weiß allerdings, daß die Franche-Comté ruhmvoll für ihre Unabhängigkeit kämpft und daß sie seit zwei Jahren allen Anstrengungen Frankreichs, ihres furchtbaren, riesigen Feindes, Widerstand leistet.«

»Ja, Messire, und vergebens hat der französische Cardinal, die rothe Eminenz, der Richelieu, seine Armee erst unter den Befehlen Condé's und dann Villeroi's gegen uns losgelassen. Als ob dies aber noch nicht genug wäre, hat Frankreich auch noch schwedische Truppen gekauft, welche von dem ehemaligen Adjutanten Gustav Adolphs, dem verwünschten Herzog von Sachsen-Weimar, commandirt werden.«

»Das weiß ich.«

»Und wißt Ihr auch, daß, während Condé vor den Mauern von Dôle zurückwich, wißt Ihr, daß der schwedische

General und seine Banditen unser Gebirge mit Feuer und Schwert verwüsteten, die Brunnen vergifteten, Kinder und Greise umbrachten, Mädchen und Frauen schändeten, aus jeder Stadt einen Trümmerhaufen, aus jedem Dorfe eine Brandstätte machten?«

»Schändlich! schändlich! Wer so Krieg führt, ist kein Soldat!«

»Es sind dies auch keine Soldaten, Messire, sondern Mordbrenner und Kehlabschneider. Was geschah aber? Unsere Bergbewohner und unsere Bauern hoben plötzlich die Köpfe empor, die man ihnen zerschmettern wollte. Von Berg zu Berg, von Thal zu Thal eilte das Wort »Freiheit«, von allen Zungen ausgesprochen, von jedem Echo wiederholt. Das erbitterte starke Volk verließ seine Berge und seine Wälder und machte sich Waffen aus seinen Pflugscharen und Aexten. Es dauerte nicht lange, so stand eine Armee da, aber es ist dies keine Armee von Banditen und Mordbrennern. — pardieu! — nicht ein Einziger von den Männern, aus welchen sie besteht, erhält Sold. Alle kämpfen für ihr Vaterland, für ihren Herd, für ihre Familien. Dies sind echte Soldaten und der Teufel soll mich holen, wenn der Franzose und der Schwede nicht dasselbe sagen!«

»Ohne Zweifel,« unterbrach ihn der Reisende, »sind Barroz, La Cuzon und der Pfarrer Marquis die drei Anführer dieses Heeres.«

»Ihr habt es errathen, Messire. Unsere Franche-Comtesen haben vor allen Dingen Jean Barroz gewählt, einen alten Soldaten, brav wie sein Schwert, in zwanzig Schlachten während jener fortwährenden Kriege, welche die großen Herren mit einander führten, verwundet und von dem König von Spanien zum Obersten ernannt. Ich habe unter Barroz

gedient, Messire, und zwar mit Ehren, schmeichle ich mir. Wenn Ihr ihn jemals begegnen solltet, so fragt ihn nur nach Jacques Vernier. Varroz hatte es übernommen, die Reiterei einzuüben und kein Marschall von Frankreich würde seine Sache so gut gemacht haben, wie er. — Varroz hat sich einen Lieutenant, einen rechten Arm zugelegt, Jean Claude Prost, der es ihm sehr bald gleich gethan, ja ihn beinahe noch übertroffen hat. Er ist kaum zweiundzwanzig Jahre alt, müßt Ihr wissen, unser Capitän La Cuzon — er steht sonach im Alter eines Kindes, ist aber ein Mann, und was für ein Mann! Er commandirt unsere Schaaren aus dem Gebirge, unsere Freicorps, und wie commandirt er sie! — und wie wird er von ihnen angebetet! Alle ohne Ausnahme, alle, vom Ersten bis zum Letzten, würden sich für ihn in einen Abgrund stürzen, oder durch's Feuer laufen! Es lebe der Capitän La Cuzon!«

»Woher hat er denn diesen Beinamen La Cuzon?«

»Jean Claude Prost, der sich unaufhörlich mit der guten Ordnung seiner Freischaaren und dem Wohle unserer Provinz beschäftigt, ist oft in Nachdenken und Sorgen versunken und das Wort La Cuzon bedeutet in unserem Bauerndialekte die Sorge. Die Soldaten gaben ihm diesen Beinamen unter sich und er hat ihn demzufolge auch behalten. Ich glaube sogar, daß man in einigen Jahrhunderten Jean Claude Prost vergessen haben und nur noch von dem Capitän La Cuzon sprechen wird.«

»Und der Dritte, der Pfarrer Marquis?«

»Dieser ist der Geistliche des kleinen Dorfes Saint-Lupicin, nicht weit von Saint-Claude. Er ist ein guter Christ — er ist ein guter Priester — er ist ein Franche-Comtese. Er besitzt Alles, dieser Mann, Herz und Kopf; er hat die

Selbstverläugnung eines Heiligen, den Muth eines Soldaten, und welch einen großen Geist! Man spricht viel von dem Minister des Königs von Frankreich, von dem großen Cardinal, wie sie ihn nennen. Ha! wenn der Pfarrer Marquis Cardinal und Minister wäre, dann würde man sehen, wie wenig dieser Richelieu neben ihm wäre! Marquis kämpft für die Franche-Comté mit allen Waffen, deren ein Mann und ein Priester sich bedienen kann — er kämpft mit Gebet und er kämpft mit dem Schwerte. An den Tagen der Schlacht marschirt er unsern Gebirgsschaaren voran, mit dem Crucifixe in der linken und dem Schwerte in der rechten Hand. Er ruft Gott an und er schlägt — und Gott gibt seinem Gebete und seinem Schwerte den Sieg. Man muß ihn in diesen Augenblicken sehen — mit entblößtem Haupte, während sein schwarzes Haar im Winde flattert — sein rothes Gewand durch einen ledernen Gürtel um seine Hüften zusammengeschnürt — denn er trägt ein rothes Gewand, wenn es in die Schlacht geht. Es ist dies sein Harnisch — einen andern legt er nicht an — und man behauptet, daß die Kugeln von diesem blutrothen Gewande abgleiten wie von einem stählernen Panzer.«

»Ha! Ihr hattet wohl Recht, es zu sagen!« rief der Fremde mit Begeisterung. »Diese drei Männer sind drei Helden, und die Provinz, welche sie an der Spitze ihrer Vertheidiger sieht, kann bis zu ihrem letzten Hauche noch die Hoffnung auf Leben und Freiheit bewahren.«

»Und von diesem letzten Hauche wird niemals die Rede seyn,« entgegnete Jacques Vernier, »so wahr als wir jetzt auf die Gesundheit des Capitäns La Cuzon trinken und ich dann in den Keller hinuntergehen werde, um eine zweite Flasche zu holen, die wenigstens fünf bis sechs Jahre noch älter ist, als diese.«

Der Fremde berührte mit dem Rande seines Glases den Becher des Herbergswirthes und Beide riefen, indem sie den edlen Wein, welcher funkelte wie flüssige Rubinen, ihren Lippen näherten, wie aus einem Munde:

»Auf die Gesundheit des Capitäns La Cuzon!«

Jacques Vernier ging, um die versprochene Flasche aus dem Keller zu holen, nahm dann, nachdem er zurückgekommen, wieder dem jungen Manne gegenüber Platz und die einige Augenblicke lang unterbrochene Unterhaltung kam wieder in Gang.

»In welchem Theile der Franche-Comté ist der Capitän La Cuzon geboren?« fragte der Fremde.

»In unserem Gebirge, Messire,« rief der Gastwirth stolz. »Jean Claude Prost ist in dem Dorfe Longchaumois, einige Stunden von hier, geboren. Das Haus, in welchem er das Licht der Welt erblickt hat, steht in dem sogenannten Champ-sous-le-Daim, am Saume eines kleinen Wäldchens zwischen der Mühle von Dardey und dem Dörfchen Combes — und kein Bauer würde seit dem Anfange unserer Kriege vor diesem vorbeigehen, ohne seinen Hut abzunehmen und ein »Vaterunser« und ein »Ave« zu beten, damit Gott dem Capitän La Cuzon langes Leben und Gesundheit schenke.«

»Ist seine Familie zahlreich?«

»Nein, und dies ist ein Unglück, denn obschon die Prost nicht von Adel waren, so waren sie doch eine sehr gute und angesehene Familie — eine Familie von lauter ehrlichen Leuten. Gegenwärtig ist der Capitän La Cuzon fast noch ganz allein davon übrig.«

»Was? er hat keinen Bruder, keine Schwester?«

»Jean Claude war der einzige Sohn. Er war erst drei

oder vier Jahre alt, als er seine Mutter verlor, und sein Vater ist vor zwei Jahren gestorben.«

»Hat er denn aber auch sonst keinen Verwandten?«

Es wäre leicht gewesen, ein vorübergehendes Zittern in der Stimme des Fremden zu bemerken, während er diese letzte Frage an den Gastwirth richtete.

Jacques Vernier antwortete:

»O ja — einen Verwandten hat er noch — den Bruder seines Vaters — Pierre Prost, den man früher in unserer Gegend den Armenarzt nannte.«

»Und dieser Onkel wohnt ohne Zweifel bei ihm?«

»Nein, es ist eine traurige Geschichte, die Geschichte dieses armen Pierre, der ein sehr gelehrter und guter Mann ist.«

»Eine traurige Geschichte?« wiederholte der Fremde in fragendem Tone.

»Ja, er ist von jeher sehr unglücklich gewesen und ist es noch.«

»Was ist ihm denn begegnet?« fragte der junge Mann, indem er sichtlich erbleichte und das gefüllte Glas, welches er zum Munde führte, wieder auf den Tisch niedersetzte.

»Pierre Prost sah vor siebzehn oder achtzehn Jahren sein Weib sterben, nachdem es ihm eine Tochter geboren. Wie es scheint, verdrehte der Kummer, in welchen er durch dieses Ereigniß versetzt ward, ihm den Kopf und man bemerkte dies sehr bald, denn er — ein Mann von sonst so gutem Verstand — begann damit, daß er seiner Tochter den Namen Eglantine gab, anstatt sie Jeanne Antoine oder Jeanne Claude, wie alle anderen Leute thun, zu nennen. Aber das ist noch nichts, wie Ihr gleich sehen werdet. — Es vergingen zwei oder drei Jahre, als eines schönen Morgens ein Mehlhändler aus der Mühle von Dardey, der sich beim Aufladen eines

Sackes Getreide den rechten Arm ausgerenkt hatte, an die Thür des Arztes pochte.«

»Nun,« sagte der Fremde, »und was geschah denn da?«

»Gar nichts. Man antwortete dem Müller nicht und zwar aus gutem Grunde. Der Armenarzt und seine Tochter waren während der Nacht verschwunden und hatten das Haus verlassen. Kein Mensch wußte, was aus ihnen geworden war, und wie es scheint, wußte Pierre Prost's eigener Bruder es eben so wenig als Andere.«

»Und dann?«

»Ja dann verging eine sehr lange Zeit — fünfzehn oder sechzehn Jahre — etwas mehr oder etwas weniger — ohne daß man von dem Armenarzte etwas hörte. Man glaubte, er sey todt. Sein Bruder nannte seinen Namen niemals.«

»Und dann?« wiederholte der Fremde, indem er eine erwartungsvolle Aufmerksamkeit dieser Erzählung widmete, die ihm doch ganz gleichgiltig hätte seyn sollen. »Und dann?«

»Im vergangenen Jahre endlich kehrte Pierre Prost zurück.«

»Mit seiner Tochter?«

Der Gastwirth schüttelte den Kopf.

»Nein, Messire,« antwortete er; »er war allein und deswegen sagte ich vorhin, daß Peter Prost immer unglücklich gewesen, und daß er es noch sey. Wie es scheint, ist Eglantine todt.«

»Todt!« murmelte der Fremde in dumpfem bebendem Tone, während sein schon so bleiches Gesicht aschenfahl ward. »Todt? Aber wo ist sie denn gestorben und auf welche Weise?«

»Das weiß man nicht. Es ist blos ein allgemeines Ge-

rücht. Die Sache ist mir von Leuten erzählt worden, die sie von Andern gehört hatten. Ihr versteht mich. Was mich betrifft, so glaube ich daran, aber doch etwas weniger als ans Evangelium, und will durchaus nicht behaupten, daß die, welche mir diese schlimme Neuigkeit erzählt, mich nicht belogen haben, weil sie erst selbst von denen, von welchen sie sie hatten, belogen worden sind.«

Der Fremde antwortete nichts und schien sogar nichts mehr zu hören.

Während der würdige Jacques Vernier die soeben erwähnten letzten Worte sprach, hatte der Fremde die Ellbogen auf den Tisch gestemmt. Er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, und wenn man zwischen seinen verschlungenen Fingern hätte hindurchschauen können, so würde man zwei große Thränen an den langen Wimpern seiner blauen Augen haben hängen sehen.

Der Gastwirth, der trotz seiner ungeheuren Schwatzhaftigkeit discreter war, als seine ehrenwerthen Collegen es gewöhnlich sind, hatte seinen Platz verlassen, als er bemerkte, daß der Fremde zu schweigen wünschte, und setzte sich auf einen Schämel unter dem Caminsims, nachdem er eine der beiden Sattelpistolen herabgelangt, welche zu beiden Seiten der kleinen Statue des San Jago von Compostella hingen.

Gewöhnlich machte er es sich zum angenehmen Zeitvertreib, die Pistolen mit ein wenig warmer Asche und einigen Tropfen Rüböl zu poliren.

Auf diese Weise verging ungefähr eine Viertelstunde.

Nach Verlauf dieser Zeit richtete der Fremde den Kopf empor.

Seine Blässe hatte sich nicht vermindert und ein großer schwarzer Ring zeichnete sich um seine Augenlider.

»Lieber Wirth,« sagte er, »wir wollen, wenn es Euch recht ist, zusammenrechnen und dann will ich mich wieder auf den Weg machen.«

»Schon, Messire? Euer Pferd hat ja kaum ordentlich gefressen und sicherlich noch nicht Zeit gehabt, auszuruhen — zum Teufel, es ist nicht recht, einem schönen Thier, wie dieses ist, zu viel zuzumuthen.«

»Ich muß aber fort — ich muß —«

»Meine Herberge ist kein Gefängniß, Messire. Man tritt ein, wenn man will, und man verläßt sie wieder auf dieselbe Weise. Was ich bemerkte, sagte ich blos, weil ich mich für euer Pferd interessire. Ich will ihm nun noch zu saufen geben, dann werde ich es satteln und zäumen und dann Gott befohlen und glückliche Reise. Der heilige Jago von Compostella und der Capitän La Cuzon mögen Euch vor allen schlimmen Begegnungen bewahren. Dies ist Alles, was ich zu euren Diensten thun kann, Messire.«

»Ihr irrt Euch, lieber Wirth — Ihr könnet noch etwas Anderes thun.«

»Was denn?«

»Ihr könnet mir einen Führer besorgen.«

»Wo wollt Ihr denn hin, Messire?«

»Ich will nach Saint-Claude.«

Jacques Vernier schlug vor Erstaunen außer sich seine beiden dicken Hände an einander.

»Barmherziger Himmel!« rief er dann, »Ihr wollt nach Saint-Claude?«

»Ja. — Was ist denn da so Erstaunliches dabei?«

»Weiter nichts, Messire, als daß Ihr nicht lebendig hinkommen werdet. Ihr werdet ermordet werden, ehe Ihr noch zwei Drittel des Weges zurückgelegt habt.«

»Ermordet, sagt Ihr? Durch wen denn und warum? Erklärt Euch!«

»Das ist sehr leicht. — Durch wen? durch die Schweden. Warum? um Euch eure Börse, euer Pferd und sogar eure Kleider zu rauben.«

»Aber,« entgegnete der Fremde, »ich glaubte, die Feindseligkeiten wären für den Augenblick eingestellt und die Occupationsarmee in ihre Winterquartiere eingerückt?«

»Allerdings würde dies so seyn, wenn der Graf von Guébriant, französischer Edelmann im Dienste Schwedens, nicht wäre. Vergangene Woche aber ist er mit einem bedeutenden Truppencorps wieder im Gebirge erschienen und das Plündern und Mordbrennen ist wieder losgegangen. Er hält in diesem Augenblick die ganze Gegend zwischen Nozeroy und Saint-Claude besetzt und Saint-Claude selbst ist seit zwei Tagen in seiner Gewalt. Ihr seht also wohl, Messire, daß, da Ihr weder Schwede noch Franzose seyd, euer Project ein tollkühnes ist.«

Der junge Mann machte eine Geberde tiefer Entmuthigung und beinahe der Verzweiflung.

»Es schlägt mir also Alles auf einmal fehl,« murmelte er leise, dann setzte er, aber immer noch wie mit sich selbst sprechend, hinzu:

»Wenn ich nicht lebendig hingelange, was liegt weiter daran? Was ist im Grunde genommen mein Leben und wer wird mich jetzt beweinen? Lieber Wirth,« fuhr er dann, sich zu Jacques Vernier wendend, fort, »ich sage Euch nochmals, daß ich nach Saint-Claude will und daß ich Euch um einen Führer bitte.«

»Na,« sagte der Wirth nach einigem Zögern in halb leisem und halb lautem Tone, »ich wasche meine Hände in

Unschuld. Hat man wohl je so etwas gesehen? — Was soll ich thun? Ein guter Rath ist viel werth, aber wenn man nicht darauf hört, ist es dann wohl die Schuld dessen, der ihn gibt? — Uebrigens hat mir Oberst Barroz kein Recept mitgetheilt, um einen Thoren abzuhalten, seine Thorheiten zu begehen — vielleicht wußte er selbst keines. Na, wer einmal mit verbundenen Augen von dem Felsen der Jungfrau herunterspringen will, der weiß, daß er nicht wiederkommen wird. Jeder für sich, pardieu — und der Teufel für die Schweden!«

Nachdem Jacques Vernier diesen salbungsvollen räthselhaften Monolog beendet hatte, entschloß er sich endlich auf die Frage des Reisenden zu antworten.

»Ihr wünschet einen Führer, Messire, aber Ihr braucht keinen,« sagte er.

»Ihr vergeßt, daß ich die Gegend nicht kenne.«

»Das thut nichts. Folgt dem Wege, der an meiner Herberge vorüberführt, und reitet immer geradeaus. Nachdem es so und so vielmal bergauf und so und so vielmal bergab gegangen ist, kommt Ihr dann zuletzt nach Saint-Claude.«

»Ich fürchte aber, die Gefahr, von welcher Ihr spracht, wird sich verdoppeln, wenn ich diesen Weg einschlage. Gibt es denn keinen andern?«

»Allerdings gibt es einen, welcher über den Morbier, Orsières, das Thal von Morey und Longchaumois führt.«

»Nun und?«

»Aber dies ist ein kaum gebahnter Weg, an gewissen Stellen für einen Reiter zu allen Jahreszeiten schwierig und jetzt, wo er theilweise von Schnee bedeckt ist, höchst wahrscheinlich ganz ungangbar.«

»Die Schwierigkeiten des Weges schrecken mich nicht. Ich habe immer geglaubt und glaube noch, daß ein entschlos-

fener Wille leicht alle Schwierigkeiten besiegt. Verschafft mir daher einen Führer und ich werde mich unverzüglich auf den Weg machen.«

»Gut, gut, Messire.« entgegnete der Herbergswirth. »Man wird Euch zufriedenstellen, aber in dem Augenblick, wo Ihr den Hals brechen werdet, vergesset nicht zu sagen: Es ist nicht die Schuld des ehrlichen Jacques Vernier, der mich wohl gewarnt hatte! — denn dies ist nicht mehr als die Wahrheit.«

III.

Die geheimen Wege.

Obschon das Vorhaben des jungen Reisenden ihm die seltsamste und abgeschmackteste aller Thorheiten zu seyn schien, so verließ Jacques Vernier nichtsdestoweniger die Herberge, um ihm einen Führer zu suchen. Sobald der Unbekannte sich in dem von uns beschriebenen Zimmer und worin er seine Mahlzeit genossen, allein sah, hörte er auf, gegen die peinlichen und schmerzlichen Gedanken zu kämpfen, die ihn belagerten. Sein Gesicht und seine Haltung gaben die tiefe Niedergeschlagenheit und Trauer zu erkennen, welche sein Gemüth beherrschte.

»Todt!« murmelte er, »sie ist todt! Also werde ich sie nicht wiedersehen, dieses keusche, süße Kind — ich werde sie nicht wiedersehen, meine geliebte Eglantine! Wenn es wahr ist, wenn sie, wie die Leute sagen, diese Welt verlassen hat, was nützt es dann noch zu leben und was habe ich fortan auf dieser Erde zu thun, wo sie nicht mehr ist?«

Dann nach einigen Augenblicken und als ob er sich selbst hätte beruhigen wollen, setzte er mit Wärme und Ueberzeugung hinzu:

»Doch nein! — nein! — es ist unmöglich! — Eglantine lebt — ich weiß es — ich fühle es. Ist nicht mein ganzes gegenwärtiges und künftiges Seyn unauflöslich an das ihre gekettet? Würde mir nicht eine innere Stimme zugerufen haben: Eglantine stirbt! Wäre nicht im Augenblicke ihres Todes auch mein Herz gebrochen? Hätte ich nicht in meinen Träumen ihre Seele erscheinen sehen, ihre schöne und weiße Seele, bekränzt mit Blüthen, so jungfräulich wie sie selbst? — Nein, nein — es ist unmöglich! Eglantine ist nicht todt! — Doch ich muß fort! — ich muß wissen — ich muß den Mann sehen, welcher allein mir die Wahrheit sagen kann. O, La Suzon, La Suzon, mein Held, ich sollte eher als Du mich heute »die Sorge« nennen!«

Dieses Wortspiel, welches sich so zufällig in seinen Gedanken bildete, bewog den Reisenden unwillkürlich zu lächeln und schien ihm von glücklicher Vorbedeutung zu seyn. Es schien ihm, als würde seine Traurigkeit weit hartnäckiger und unverbrüchlicher seyn, wenn Eglantine wirklich todt wäre.

In diesem Augenblick trat Jacques Vernier wieder in die Küche. Hinter ihm folgte ein Bauernknabe von zwölf bis vierzehn Jahren, dessen bleiches, mageres Gesicht von langem, sehr dichtem und so hellblondem Haar eingerahmt war, daß es fast aussah wie Flachs, dennoch aber weder eines gewissen Charakters noch des Ausdrucks der Kühnheit und Intelligenz ermangelte.

Dieser für sein Alter sehr große, aber lächerlich schlanke Knabe konnte mit jenen hochaufgeschossenen Bäumen verglichen werden, welche man in den jungen Anpflanzungen von

Strecke zu Strecke wachsen läßt und die man Schlaghüter nennt. Seine Beine waren lang und dünn wie die eines Reihers, und seine nicht minder langen dünnen Arme schwenkte er beim Gehen hin und her wie die Flügel einer Windmühle.

Seine für die kalte Witterung viel zu dürftige Kleidung bestand in einer zerrissenen Jacke, die zur Hälfte mit Ziegenfell überzogen war. Seine durchlöcherten Hosen boten den Gesetzen des Anstandes offenen Trotz. In der Hand hielt er seine weiß, grün und rothgestreifte wollene Mütze und seine nackten Füße staken in mit Stroh ausgefütterten Holzschuhen.

»Messire,« sagte der Herbergswirth, »hier ist Nicolas Paget, der Sohn von Papa Paget, meimes Gevatters und eines sehr guten Christen. Der Kleine ist durchaus nicht dumm und besitzt Fähigkeiten, und wenn er nur vier oder fünf Jahre älter wäre, so wäre er ein guter Recrut für die Freischaaren La Cuzon's. Hier steht er und für einen Thaler wird er Euch den richtigen Weg führen. Habt daher Vertrauen zu ihm. Ich stehe für ihn, und wenn Jacques Vernier für Jemanden steht, so kann man ihm mit verbundenen Augen folgen. Fragt nur den Oberst Verroz.«

»Ich nehme die Dienste dieses Knaben sehr gern an,« antwortete der Reisende, »sein Gesicht gefällt mir und anstatt eines Thalers, den Ihr für ihn verlangt, soll er deren zwei bekommen.«

»Nicolas,« rief der Gastwirth, »bedanke Dich bei diesem Herrn und hilf mir dann das Pferd aufzäumen.«

Fünf Minuten später schwang der junge Fremde, nachdem er seine Zeche reichlich bezahlt, sich in den Sattel.

Während Jacques Vernier ihm glückliche Reise und gute Verrichtung wünschte, verschlang Jeanne Antoine, die Magd

mit den schwarzen Augen, welche mit über der Brust verschränkten Armen auf der Schwelle stand, den schönen Reiter mit ihren Blicken.

Letzterer hörte, indem er fortritt, den Gastwirth noch in zornigem Tone rufen:

»Na, Du albernes Ding! Ist Dir denn dieser Herr etwas schuldig geblieben, daß Du ihm so nachgaffst, anstatt Dich in deine Küche zu scheren und dein Gefäß zu scheuern?«

Jeanne Antoine antwortete wieder in dem früheren schnippischen Tone und abermals von ihrem Lieblingssprichwort Gebrauch machend:

»Na, mein Himmel, sieht doch die Katze den Kaiser an — mein Gefäß werde ich schon scheuern!«

Ganz gewiß war der ehrliche Jacques Vernier nicht unbedingt Herr in seinem Hause. Was will man sagen? Er war Witwer!

* * *

Der muthige Reisende, in Bezug auf welchen ich — wiewohl vielleicht mit Unrecht — hoffe, daß meine Leser sich ein wenig für ihn zu interessiren beginnen, ließ sein Pferd ziemlich langsam gehen, um den jungen Nicolas Paget nicht zu ermüden, der, aufgemuntert durch die verlockende Aussicht auf die versprochenen zwei Thaler, seine langen sensenartigen Arme unaufhörlich hin- und herschwenkte.

Es konnte in dem Augenblick, wo der Reiter und sein Führer Champagnolles verließen, ungefähr halb drei Uhr seyn. Der Himmel war düster und mit schweren grauen Wolken bedeckt. Ein halb durchsichtiger Nebel kroch auf dem Boden hin

und veränderte die Form der Gegenstände, ohne sie jedoch vollständig den Blicken zu entziehen.

Der Frost hatte die Erde hart gemacht und die Hufeisen des Pferdes dröhnten auf dem Wege, als wenn er gepflastert gewesen wäre.

Der Knabe pfiff ein ländliches Weihnachtslied.

Der Reiter versank in eine Reihe von Betrachtungen, deren Inhalt der Monolog, den wir schon oben unsern Lesern mitgetheilt, leicht errathen läßt.

Nach einem zweistündigen schweigenden Marsche kamen der Unbekannte und Nicolas Paget am Eingange eines sehr dichten Gehölzes an. Schon seit längerer Zeit war der Weg immer enger und enger geworden und hatte sich endlich in einen Fußsteig verwandelt, wo nur mit Mühe zwei Personen neben einander hätten herschreiten können.

An dieser Stelle schien der Fußsteig selbst ein Ende zu nehmen.

Der Knabe blieb stehen.

»Was gibt's?« fragte der Reiter.

»Weiter nichts, Messire, als daß Ihr vom Pferde steigen müßt. Wir sind hier am Eingange des Waldes Morbier und es wird Euch weiter nichts übrig bleiben, als euer Thier am Zügel hinter Euch herzuziehen. Es wird dies hier und da nicht ganz leicht seyn, denn der Weg, der durch den Wald führt, ist sehr schmal.

Der Unbekannte folgte buchstäblich den Weisungen seines Führers und betrat hinter ihm den unter den Bäumen hinführenden schmalen Weg.

In dem Augenblick, wo sie in das Dickicht hineinkamen, machte der Knabe fromm das Zeichen des Kreuzes.

»Warum bekreuzest Du Dich?« sagte der Unbekannte.

»Weil man behauptet, Messire, daß in diesem Walde alle Wehrwölfe der hiesigen Gegend ihre Zusammenkünfte halten.«

»Und Du fürchtest Dich wohl vor den Wehrwölfen?«

»Nein, ich fürchte mich nicht Messire, denn es ist eine bekannte Sache, daß sie nichts gegen einen Menschen vermögen, welcher keine Todsünde begangen und der das Zeichen des Kreuzes macht.«

»Hast Du schon einmal Wehrwölfe gesehen?«

»Nein, niemals. Mein Vater hat einmal einen gesehen, zum Glück aber hatte mein Vater am Tage vorher gebeichtet und der Böse hat ihm daher nichts Uebles zugefügt.«

Die immer größer werdenden Schwierigkeiten des Weges unterbrachen das begonnene Gespräch. Verschlungene Aeste versperrten jeden Augenblick den Weg. Der Unbekannte beseitigte sie nur mit großer Mühe und einige schlugen ihn heftig in's Gesicht.

Die Nacht brach ein. Ein ziemlich scharfer eiskalter Wind, der sich mit der Dämmerung erhoben, fegte die schweren Wolken, welche sich während des Tages am Himmel aufgethürmt, hinweg, und der Vollmond erhob sich am Horizont groß und roth wie ein blutiger Schild.

Trotz der immer höher steigenden Kälte und obschon der Unbekannte genöthigt war sich seines Mantels zu entledigen und ihn auf dem Sattel seines Pferdes zu befestigen, rann ihm doch der Schweiß in großen Tropfen von Stirn und Gesicht.

»Ha!« rief er plötzlich, »das ist wohl gar kein eigentlicher Weg. Es geht wohl hier Niemand?«

»Niemand als die Holzhauer und die Kohlenbrenner,« antwortete der Knabe. »Die Leute von Champagnolles machen, wenn sie nach Saint = Claude gehen, einen Umweg über

Clairvaux, aber Jaques Vernier sagte mir, Ihr wollet diesen Weg nehmen.«

»Kommen wir denn wenigstens vorwärts?«

»Na, rückwärts doch nicht? Freilich sehr schnell vorwärts geht es nicht.«

»Wann werden wir aus diesem Walde heraus seyn?«

»In einer Stunde oder so ungefähr — vielleicht ein wenig eher, vielleicht ein wenig später.«

»Bist Du aber auch überzeugt, daß Du Dich in dem Wege nicht irrest?«

»O ganz bestimmt. Sogar mit verbundenen Augen wollte ich mich in diesem Walde zurechtfinden. Im Frühjahre gehe ich oft hierher nach Vogelnestern.«

»Na,« murmelte der Reisende, »wenigstens ist man hier sicher vor jeder Begegnung, guter sowohl als böser, und das ist ein Trost.«

Der Knabe hatte diese Worte gehört.

»Ach Messire,« sagte er, »darauf dürft Ihr nicht zu sehr bauen. Es gibt zwei Classen Menschen, welche überall herumschleichen und sich aus bösen Wegen nichts machen. Es sind dies die Grauen Lespinassou's des Schlimmen, und die Cuanesen des Capitäns La Cuzon.«

»Wen versteht man denn unter den Grauen?«

»Dies sind Banden aus der Bresse und aus dem Bugé. — Sie haben zwei Capitäne, Lespinassou und Brunet, und plündern und rauben Alles, was sie finden.«

»Aber warum nennt man denn die Leute des Capitäns La Cuzon Cuanesen?«

»Weil alle Welt sie so nennt — weiter weiß ich keinen Grund.«

Was aber der Knabe nicht wußte, wissen wir. Das

Wort Cuanesen war ein Diminutivum von Sequanesen oder Franche - Comtesen.

Der Unbekannte hob wieder an:

»Wo ist er denn in diesem Augenblick der Capitän La Cuzon?«

»Wer weiß es?«

»Wie, man weiß nicht, wo er ist?«

»Er ist überall.«

»Was willst Du damit sagen?«

»Man glaubt ihn in Lons-le-Saulnier und er ist in Saint-Claude. Man sieht ihn des Morgens in Moyrans, des Mittags in Champagnolles und Abends in Nozeroy. Ich sage Euch, der Capitän La Cuzon ist mehr als ein Mensch, weil man überzeugt seyn kann, ihn gleichzeitig überall zu finden, wo es Schweden, Graue, Franzosen, mit einem Worte Feinde gibt.«

Der Knabe schwieg.

»Aber was ist denn dieser Mensch eigentlich?« fragte sich der Reisende. »Wer ist dieser Mann, der noch so jung und in seinem eigenen Lande diesen beinahe phantastischen Zauber um sich verbreitet und gleich den Göttern des alten Homer in einen leuchtenden Nebel gehüllt einherschreitet.

Hierauf fuhr der Unbekannte schweigend und gedankenvoll fort, sich auf dem beinahe ungangbaren Wege Bahn zu brechen. Endlich erreichte dieser so ermüdende Theil der Reise sein Ende.

Das Dickicht lichtete sich, allmälig wurden die Bäume seltener und zerstreuten sich nach unregelmäßigen Entfernungen hin.

Unsere beiden Wanderer hatten die äußerste Grenze des

Waldes Morbier erreicht und sahen sich auf dem höchsten Punkte eines steilen Abhanges, welcher eine tiefe Schlucht beherrschte. Die Nacht war vollständig eingebrochen, der Mond aber stieg immer höher am Himmel. Ein bläuliches, helles Licht überflutete die Gipfel der nahen Berge — die beschneiten Spitzen der Jurakette und die Hochebene selbst, auf welcher der Unbekannte und sein Führer jetzt anlangten.

Diese erleuchteten Punkte ließen die dunkeln Tiefen des Thales, welches sich zu ihren Füßen entrollte, noch finsterer erscheinen, der Blick gewöhnte sich aber dennoch bald an dieses Dunkel und unterschied einen reißenden Fluß, den ein Vorhang von weißen Dünsten auf allen seinen Krümmungen begleitete. Der Abhang — steil wie das Dach eines Hauses — welcher von dem Plateau auf den Boden der Schlucht hinabführte, war dem vollen Nordwinde ausgesetzt und daher mit Schnee bedeckt.

»Messire,« sagte der Knabe, »hier werde ich Euch verlassen.«

»Wie,« rief der Reisende bestürzt, »Du willst mich verlassen? — Warum denn?«

»Weil wir uns jetzt Orsières nähern, Messire, und weil ich nicht um Alles in der Welt, nicht einmal um mein Leben zu retten, Orsières betreten möchte, sobald der Mond aufgegangen ist.«

»Was hat denn der Ort, von welchem Du sprichst, so Schreckliches?«

»Nun, dort wird der Hexensabbath gehalten,« antwortete Nicolas Paget im bebenden Tone der Furcht.

Der Fremde lächelte.

Der Knabe konnte dieses Lächeln nicht sehen, aber er errieth es.

»Messire,« murmelte er, »über solche Dinge darf man nicht lächeln — besonders nicht in der Nacht — dies bringt Unglück!«

»Aber,« hob der Fremde wieder an, »es war doch ausgemacht, daß Du mich bis nach Saint-Claude führen und daß ich Dir dann zwei Thaler geben sollte.«

»Das ist wohl wahr, Messire, und da ich mein Versprechen nicht halte, so steht es Euch frei, das eure ebenfalls nicht zu halten — ich werde mich nicht darüber beklagen.«

»Aber warum machtest Du Dich denn verbindlich, mich zu begleiten, wenn Du es nicht bis zu Ende thun wolltest?«

»Ich glaubte nicht, Messire, daß wir noch so spät unterwegs seyn würden, und dann hatte ich auch nicht daran gedacht, daß wir jetzt Vollmond haben.«

»Aber was soll ich denn nun ohne Führer thun? Ich kenne die Gegend nicht und werde mich ganz gewiß verirren und den Hals brechen, wie Jacques Vernier mir wohl prophezeite.«

»Messire,« antwortete der Knabe, »nach dieser Richtung habt Ihr keine Gefahren mehr zu bestehen. Der Weg ist nun so bequem wie eine Heerstraße und ich könnte Euch weiter nichts nützen. Es gibt nun nur noch eine schlimme Stelle, nemlich die, auf welcher wir stehen — wegen des furchtbar steilen Abhanges, und es ist möglich, daß euer Pferd ihn nicht glücklich zurücklegt, aber dann könnte ich ihm auch nicht helfen. Ist man einmal in dem Thale von Morez, welches hier vor uns liegt, so ist das Schlimmste überstanden.«

»Aber es gibt einen Fluß in diesem Thale?«

»Ja, die Bienne. Ihr reitet also längs dem Ufer hin, bis Ihr an eine Mühle kommt. Wenn man genau horcht, so kann man sie schon hier klappern hören.«

»Und dann?«

»Hundert Schritte oberhalb der Mühle ist eine Furt, gerade einer alten Weide gegenüber, von der nur noch die Rinde lebt. Ihr werdet durch den Fluß reiten, der an dieser Stelle kaum einen Fuß tief ist.«

»Weißt Du das bestimmt?«

»Ich bin sehr oft hindurchgewaten und das Wasser ging mir blos bis an Knie. Wenn Ihr das andere Ufer erreicht habt, so reitet Ihr den Saum eines Tannenwaldes entlang. Auf diese Weise kommt Ihr nach Longchaumois — von Longchaumois nach Saint-Claude ist gebahnte Straße aber vergesset nicht, Messire, ein Gebet zu verrichten, wenn Ihr in Orsières an der Gemeindewiese vorbeikommt. Wenn Ihr vielleicht zu eurer linken Hand ein großes Licht sehet, so setzt euer Pferd in Galopp und reitet was Ihr könnt, ohne Euch umzusehen — denn dieses Licht ist das Feuer des Sabbaths.«

»Halte deine Mütze auf,« sagte der Reisende.

»Wie, wollt Ihr mir die zwei Thaler dennoch geben?« fragte Nicolas Paget mit naivem Erstraunen.

»Ja — hier sind sie.«

»Ach, Messire!« rief der Knabe, »ich werde für Euch beten.«

»Wohlan,« entgegnete der junge Mann, dessen Gedanken wieder zu Eglantinen zurückkehrten, »dann bitte ihn, von mir den furchtbarsten Schmerz zu entfernen, den ich empfinden kann — bitte ihn, zu erlauben, daß eine Nachricht, die man mir heute mitgetheilt, eine unbegründete sey.«

»Ich werde ihn sofort darum bitten — und morgen wieder — und alle Tage, Messire.«

»Aber wo wirst Du denn diese Nacht schlafen, denn Du kannst doch nicht nach Champagnolles zurückkehren wollen?«

»Ich werde an einen Ort gehen, wohin sich viele Leute aus unserer Gegend bei der Ankunft der Schweden und der Franzosen geflüchtet haben und wo ich Stroh genug finden werde, um mir ein gutes Bett zu machen.«

»Wo denu?«

»In den Grotten von Herisson.«

»Nun dann, gute Nacht, mein Junge, und Glück auf den Weg!«

»Und Euch, Messire, wünsche ich glückliche Reise — möge Gott Euch in seinen Schutz nehmen!«

Nicolas Paget entfernte sich mit raschem Schritte und schwenkte seine langen Arme.

Der Fremde sondirte mit dem Blick den in der That furchtbaren Abhang, den er mit seinem Pferde hinunter sollte und welchen der Schnee noch gefährlicher machte. Er wickelte den Zügel des edlen Thieres fest um den Arm und zog es vorwärts. Das durch die finstere, gähnende Tiefe scheu gemachte Pferd sträubte sich lange. Endlich gab es nach und fing mit keuchenden Flanken und vor Angst schnaubenden Nüstern an den Abhang hinabzugleiten.

Ungefähr zwei Drittheile des steilen Weges wurden ohne Hinderniß zurückgelegt. Aber an dem letzten Drittheil angelangt, glitt das Pferd jedoch aus. Vergebens versuchte es sich an die glatte Fläche des gefrornen Schnees anzuklammern, und mit steif gehaltenen Vorderbeinen und halb unter dem Leibe zusammengebogenen Hinterbeinen rutschte es mit unglaublicher Schnelligkeit wie ein Schlitten auf einem russischen Eisberge hinab und riß seinen Herrn, welcher den Zügel nicht losgelassen, mit sich fort.

So gelangten sie bis in das Thal, und in Folge eines wunderbaren Zufalls hatten Beide nicht den mindesten Scha-

den genommen. Der Fremde schwang sich mit einer Freude, die man sich leicht denken kann, wieder in den Sattel und nahm die Richtung nach der Mühle, um die Bienne mittelst jener Furt zu passiren, von welcher Nicolas Paget ihm gesagt, und welche sich der alten Weide gegenüber befinden sollte.

Er fand sie ohne Mühe und überzeugte sich von der vollkommenen Genauigkeit der ihm von dem Knaben gemachten Angaben, denn das reißende, schäumende Wasser reichte an dieser Stelle seinem Pferde nicht einmal bis an die Knie.

IV.

Der Capitän Lespinassou.

Diese glücklich bewirkte Passage schien dem Reisenden von guter Vorbedeutung und er ritt rasch das steile, aber dennoch gangbare Ufer hinauf, welches die andere Wand der Schlucht bildete. Beinahe eine Stunde lang folgte er dem Kamme des Berges und dem Saume des Waldes und erreichte endlich einen Höhepunkt, von welchem aus er bei dem bleichen Schein des Mondes die Häuser eines kleinen Dorfes sah, welches an der Wand eines Hügels klebte, von dem ein breites und tiefes Thal ihn trennte.

Dieses Dorf war Longchaumois. Um es zu erreichen, blieb ihm weiter nichts übrig, als bergab zu reiten, was er auch ohne Mühe that, denn der, obschon kaum sichtbare Weg war weder sehr steil, noch sehr schwierig. Ein wenig vor dem Dorfe und an dem Ausgange eines Tannenwaldes

stand ein Haus, welches beinahe dem glich, welches wir in dem Prolog dieses Buches beschrieben haben, nur mit dem Unterschiede, daß das zu dieser Wohnung gehörige Gärtchen es nicht rings herum umgab, sondern dahinter lag.

Die Thür und die Fenster gingen folglich auf die Straße.

Der unbekannte Reisende wollte endlich aus dem durch die dichten Zweige der Tannen auf ihn und sein Pferd geworfenen Schatten heraus einen freien und folglich hellen Raum betreten, als ein plötzliches Getöse von sehr beunruhigender Art ihn bewog, sein Pferd, anzuhalten.

Dieses Getöse glich einem Geklirr von Waffen und einem Murmeln von verworrenen Stimmen. Von Zeit zu Zeit vernahm man deutlich Geschrei und Verwünschungen, welches die Einförmigkeit dieses monotonen Lärms unterbrachen.

Dieses Waffengeklirr, dieses Murmeln und Geschrei schien aus dem Hause zu kommen, welches vierzig oder fünfzig Schritte entfernt lag und von welchem wir so eben sprachen. Ein ziemlich heller Schein fiel durch die beiden Fenster.

Zu der Zeit, wo die von uns hier zu erzählenden Ereignisse geschahen, brauchte man nichts weiter zu hören, um die Gewißheit zu haben, daß irgend eine furchtbare Katastrophe, daß irgend eine große Gefahr bevorstand.

Der Reiter überlegte sich, welchen Entschluß er fassen, und fragte sich, ob er wieder umkehren sollte, denn es schien ihm offenbarer Wahnsinn, sich kopfüber in eine Gefahr zu stürzen, deren Beschaffenheit er nicht einmal kannte.

Schon stand er daher im Begriff sein Pferd wieder herumzuwerfen, als ein unerwarteter Vorfall ihn festbannte.

Ein junger Mann von hohem Wuchse, auffallend zierlicher Haltung und dessen von dem Mond hellbeleuchtetes Gesicht

eine männliche stolze Schönheit sehen ließ, ging langsam und vorsichtig um das Haus herum und näherte sich einem Fenster, durch welches sein Blick in das Innere dringen konnte.

Hier blieb er unbeweglich und aufmerksam stehen, ohne zu ahnen, daß er selbst durch unsern Unbekannten beobachtet ward. Er hatte seinen Mantel um den linken Arm gewickelt und hielt in der rechten Hand den großen grauen mit einer schwarzen Feder geschmückten Filzhut, den er abgenommen, um besser zu sehen und besser zu hören.

Dieser junge Mann — da wir gesagt haben, daß er jung war — hatte einen herrlichen Kopf, den wir nicht besser als mit dem jenes von dem Pinsel Titian's unsterblich gemachten Herzogs von Alba vergleichen können.

Sein schwarzes, volles Haar fiel in langen Locken auf seine Schultern herab; sein schwarzer, seidenartiger Schnurbart umrahmte einen Mund mit beweglichen gebieterischen Lippen und mit blendend weißen Zähnen geschmückt.

Seine Gesichtsfarbe war eine warme, leicht gebräunte, wie die eines Spaniers von Sevilla oder Granada. Eine dicke Ader zog sich über die ganze hohe Stirn hinweg von der linken Augenbraue bis in die Wurzel der Haare hinein. Seine sehr großen und gewissermaßen leuchtenden Augen schienen zu funkeln, so tief sie auch unter den schön gewölbten Bogen der Brauen lagen.

Wir haben von der zierlichen Haltung dieser neuen Person gesprochen. Die Anmuth schloß aber bei diesem jungen Manne die Kraft nicht aus. Seine schlanke, biegsame Taille erweiterte sich an der Stelle der Brust und den Schultern, deren bewundernswürdiges Ebenmaß herkulische Leibesstärke verrieth.

Dieser junge Mann trug enganschließende Beinkleider

von schwarzem Tuch und bis über das Knie hinaufreichende Kamaschen von geschmeidigem Leder, welche die tadellosen Formen des Beines hervorhoben und bis auf die eisenbeschlagenen Schuhe mit dicken Sohlen hinabreichten.

Das Wams war schwarz wie die Beinkleider und um die Hüften herum durch einen ledernen Gürtel geschlossen, in welchem ein kurzer Dolch und lange Pistolen staken. Ein Bandelier von schwarzem Leder trug einen sehr langen und schweren Degen, dessen Knopf ein Kreuz bildete.

Ohne Zweifel war der Auftritt, welchem der hier so eben beschriebene junge Man beiwohnte, im höchsten Grade dramatisch, denn die lebhaftesten und furchtbarsten Gemüthsbewegungen malten sich auf seinem bestürzten Gesicht.

Zuweilen stülpte er den Hut rasch auf den Kopf und legte beide Hände an die Griffe seiner Pistolen. In diesem Augenblick zogen sich seine Augenbrauen so zusammen, daß sie auf seiner Stirn das unheimliche Hufeisen der Redgauntlet bildeten, und seine Blicke erglühten von einem düstern Feuer. Im nächsten Augenblick aber neigte er sich wieder gegen das Fenster und begann wieder mit fieberhafter und steigender Aufmerksamkeit zu horchen.

Der erstere Reisende, der immer noch durch den Schatten der Tannen, unter welchen er Halt gemacht, verborgen ward, empfing gewissermaßen den Gegenschlag der Gemüthsbewegungen, welche so deutlich auf dem wunderschönen Antlitz des jungen Mannes mit dem schwarzen Haar zu lesen waren, und fühlte sich plötzlich für diesen von einer seltsamen Sympathie ergriffen, die indeß durch den Ausdruck von Offenheit, Muth und ritterlichem Biedersinn, welcher seinen schönen Zügen aufgeprägt war, sich leicht erklären ließ.

Mit einem Male hallte ein lauter, entsetzlicher, durch-

bohrender Schrei, ein Schrei der Angst und Qual in dem Innern des Hauses.

Gleichzeitig steigerte sich der helle Schein, welcher aus den beiden Fenstern fiel, auf seltsame Weise.

Auf den gräßlichen Schrei folgte düsteres Schweigen. Dieses Schweigen war jedoch von kurzer Dauer.

Der junge Mann mit dem schwarzen Haar hatte einen Entschluß gefaßt. Mit seiner rechten Hand ergriff er ein Pistol, mit der rechten zog er seinen riesigen Degen aus der Scheide, trat drei oder vier Schritte zurück, um einen Anlauf zu nehmen, sprang dann gegen das Fenster, dessen Rahmen krachte und dessen Glasscheiben in Splitter flogen, und verschwand in dem Innern des Hauses.

Ein furchtbarer Tumult war die unmittelbare Folge dieses unvorhergesehenen Ueberfalls. Man hörte höllisches Geheul und wüthendes Fluchen — Pistolenschüsse — und mitten durch all dieses Getöse hindurch die dumpfen entsetzlichen Hiebe des großen Degens, welcher Fleisch zerfetzte und Knochen zerhieb.

* *
*

Die diesem Auftritt vorausgegangenen Ereignisse waren folgende:

Eine halbe Stunde vor diesem Augenblick saß in dem ersten der beiden Zimmer des Erdgeschosses dieses Hauses, welches, wie wir sogleich erklären wollen, Jean Claude Prost, oder mit andern Worten dem Capitän La Cuzon gehörte, ein kleiner Mann von seltsamen Aussehen und etwa vierzig Jahre alt auf einem Schämel neben dem Camin, in welchem ein langsames Wurzelfeuer brannte, und ließ die Perlen seines

Rosenkranzes gemächlich zwischen seinen langen, knochigen Fingern hindurchgleiten.

Dieser Mann, ein kränklicher, zu jeder Arbeit unfähiger Bauer, ward von der Mildthätigkeit La Cuzon's beherbergt und genährt, dem er das unbedingteste Vertrauen einflößte und der ihm während seiner fast fortwährenden Abwesenheit die Bewachung seiner Wohnung übertrug. Dieser Bauer hieß Pelerin.

Ohne Zweifel äußerte die so eben erwähnte Beschäftigung Pelerin's eine einschläfernde Wirkung auf ihn, denn allmälig wurden ihm die Augenlider schwer, seine Augen schlossen sich, sein Kopf neigte sich von einer Schulter auf die andere und endlich auf die Brust herab, während gleichzeitig der Rosenkranz seinen Händen entglitt. Er schlief.

Ein an die Thür des Hauses geführter heftiger Schlag entriß ihn plötzlich der Süßigkeit dieses ruhigen Schlafes.

»Wer da?« fragte er in unsicherem Tone, indem er sich von seinem Schämel erhob, um seine Schritte nach der Thür zu lenken.

»Gut Freund,« antwortete man ihm von draußen — »macht auf!«

»Gute Freunde haben einen Namen,« antwortete er. »Nennt den euren und ich werde aufmachen.«

»Ihr kennt mich nicht,« sagte die Stimme, »aber ich komme, um im Auftrage des Capitäns mit Euch zu sprechen.«

»Im Auftrage meines Herrn?«

»Ja.«

»Dann müßt Ihr auch das Paßwort haben.«

»Der Capitän hatte mir es gesagt, aber ich habe es vergessen.«

»Desto schlimmer für Euch — Ihr könnt nicht herein — geht eures Weges.«

»Ich sage Euch aber, ich muß hinein. Ich sage Euch, La Cuzon ist in Gefahr. Ich sage Euch, ich komme in seinem Auftrage.«

Diese in festem Tone gegebene Antwort machte Pelerin doch wankend. Indessen nahm er, ehe er die Thür öffnete, eine alte Muskete herab, die mittelst zweier Nägel an der Wand hing.

»Ich sage Euch im Voraus,« sagte er, indem er die Hand an den innern Riegel legte, »ich sage Euch im Voraus, daß ich bewaffnet bin. Wenn Ihr mich belogen habt, wenn es nicht mein Herr ist, der Euch schickt, so geht es Euch schlimm.«

»Ja wohl, das versteht sich,« entgegnete die Stimme; »öffnet nur schnell.«

Gleichzeitig stieß Pelerin den Riegel zurück und die Thür ging auf.

Acht Männer mit Banditengesichtern bis an die Zähne bewaffnet und wie die bretonischen Bauern Ziegenfelle über ihren Wämsern von grobem grauen Tuch tragend, brachen mit unglaublichem Ungestüm in das Haus herein. Zwei von ihnen warfen sich auf Pelerin und ehe eine halbe Minute verging, war der Unglückliche entwaffnet, worauf man ihm die Hände fest auf den Rücken band.

»Die Grauen!« stammelte er mit verlöschender Stimme. »Heilige Jungfrau, es sind die Grauen!«

»Wie Du sagst, alter Halunke,« antwortete ein Mann von kolossalem Wuchse und herkulischem Ansehen, welcher der Anführer seiner Begleiter zu seyn schien.

Sein Gesicht war scheußlich. Eine tiefe blutrothe Narbe

zog sich auf seiner rechten Wange von dem Augenwinkel an bis an die Kinnlade herab. Ein Säbelhieb hatte ihm einen Theil der Oberlippe genommen und auf diese Weise eine Reihe von Zähnen bloßgelegt, welche weit auseinanderstand und spitzig waren, wie die eines reißenden Thieres.

Diese beiden in schon alten Kämpfen erhaltenen furchtbaren Wunden schrieben gewissermaßen einen Namen auf das Gesicht dieses Mannes und selbst die Kinder wußten in der ganzen Provinz, wem diese zerfetzte Wange und diese verstümmelte Lippe gehörte.

Pelerin warf daher blos einen Blick auf das Gesicht dessen, der zu ihm gesprochen, und schrie oder röchelte vielmehr dann das einzige Wort:

»Lespinassou!«

Ja es war in der That der furchtbare Lespinassou — jenes Ungeheuer, welches vom Menschen nicht einmal mehr das Gesicht hatte und mit einem andern Banditen — dem Capitän Brunet — das Commando der blutdürstigen Banden aus der Bresse und dem Bunjet theilte.

Als Lespinassou von Pelerin seinen Namen nennen hörte, ließ er ein schreckliches Lächeln befriedigten Stolzes sehen, das heißt eine scheußliche Verzerrung hob den vernarbten Fetzen seiner Oberlippe.

»Ah!« sagte er, »Du weißt also, wer ich bin — das ist gut — das wird die Sache sehr vereinfachen und das ist mir lieb, denn wir haben nicht viel Zeit zu verlieren.«

Dann setzte er, sich zu seinen Begleitern wendend, mit wildem Gelächter hinzu:

»Macht die Thür zu! — Ihr sehet, daß ich mit diesem wackern Mann zu sprechen habe!«

Die Grauen gehorchten.

Lespinassou setzte sich an das Feuer, auf denselben Schämel, welchen Pelerin so eben verlassen. Auf den langen Tisch, der mitten im Zimmer stand, warf er seinen aufgekrämpten Hut, fuhr sich mit der Hand durch sein wolliges ergrauendes Haar und sagte zu dem Bauer:

»Komm her!«

Aber Pelerin konnte nicht gehen. Die Zähne klapperten ihm vor Angst, seine Knie schlotterten, er glich einem Halbtodten.

Zwei der Banditen faßten ihn bei den Armen und stießen ihn mit roher Gewalt bis dicht vor Lespinassou.

Pelerin taumelte einen Augenblick lang wie ein Betrunkener und sank, nicht im Stande, gerade stehen zu bleiben, auf die Knie nieder.

»Eine ganz vortreffliche Stellung, um deine Seele dem Teufel zu empfehlen!« rief der Koloß. »Und das wird auch das Beste seyn, was Du thun kannst, wenn Du nicht auf rasche und genügende Weise die Fragen beantwortest, die ich jetzt an Dich richten werde.«

»Ich weiß nichts,« stotterte der Bauer wie vernichtet, »fragt mich nichts — ich kann Euch nichts sagen.«

»Ah! Du weißt also nichts?«

»Nein, so wahr ich lebe!«

»Dein Leben hängt in diesem Augenblick an einem so schwachen Faden, daß der Schwur, den Du da thust, Dir keine großen Verbindlichkeiten auflegt. Wie heißt Du?«

»Pelerin.«

»Wohlan, Pelerin, ich will Dir im Voraus sagen, wenn Du, sobald ich Dich gefragt haben werde, immer noch fortfährst, nichts zu wissen, so besitze ich ein sicheres Mittel, Dir das Gedächtniß aufzufrischen. Meine Leute werden Dir deinen

Rücken mit Klingenhieben bearbeiten, daß Dir dein Höcker in den Leib treten soll, bis Du Dich auf das besinnest, was ich wissen will. Und Du wirst sprechen, dafür stehe ich Dir. sollte ich Dir auch die Gurgel zerschneiden lassen, um den Worten Ausgang zu verschaffen.«

Pelerin sah sich mit erlöschendem Blicke um und wiederholte:

»Ich weiß nichts.«

»Wir werden sehen. — Es ist hier irgendwo Geld versteckt — wo ist dieses Geld?«

»Geld! — Wo sollte denn das herkommen? — Das Haus ist leer — die Felder liegen unbebaut — mein Herr ist arm.«

»Die Edelleute dieser Gegend sind reich und geben ihm Geld, um uns zu bekämpfen, das wissen wir. Wo ist dieses Geld?«

»Ich weiß es nicht.«

»Nun, wenn Du es nicht weißt, so werde ich mich sofort bemühen, es Dich zu lehren. Zweite Frage: Wo ist La Cuzon?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wo ist Varroz?«

»Ich weiß es auch nicht.«

»Wo ist Marquis?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du weißt also ganz bestimmt nichts?« fragte Lespinasson in einem verstellt gutmüthigen Tone, welcher der Liebkosung eines Tigers glich.

»Nein — nein — ich weiß nichts.«

»Bist Du deiner Sache auch gewiß?«

»Ja wohl — ja wohl — ganz gewiß. — Ich schwöre es Euch bei der heiligen Jungfrau, ich weiß nichts.«

Lespinassou gab ein Zeichen.

Einer der Banditen näherte sich mit dem bloßen Degen in der Hand dem armen Pelerin und stach die Spitze seiner Waffe zwischen die Jacke und die Schulter des Bauers, welcher ein heiseres Gebrüll ausstieß.

»Schauet doch,« sagte Lespinassou mit unheimlichem Lächeln, »schauet doch diesen räudigen Hund, welcher heult, ehe man ihn schindet!«

In der That hatte der Degen des Wegelagerers weiter nichts gethan, als Pelerin's Jacke vom Halse an bis zum Gürtel aufgetrennt, die eisige Kälte des Stahles aber hatte ihn glauben gemacht, der Degen habe ihn ins Fleisch geschnitten.

»Na, welches Lied wird denn dieser alte Schurke nun singen?« fuhr Lespinassou fort.

Die mitten durchgeschnittenen und rechts und links herunterfallenden Kleider ließen die entblößten hageren Schultern und den hervorragenden Höcker des Bauern sehen.

Die Grauen wurden durch diesen Anblick in große Heiterkeit versetzt und wechselten einige scherzhafte Bemerkungen mit einander.

»In der That,« sagte der Capitän, indem er in diese Heiterkeit mit einstimmte, »das Bürschchen ist nicht übel gewachsen. Es ist ein Gebot der Menschenliebe, dieses Rückgrat zu richten, welches einer Weinranke gleicht. Macht Euch an dieses gute Werk, meine Kinder. Es wird Euch in jener Welt vergolten werden, zweifelt nicht daran.«

Dieser Scherz ward von den Grauen mit großem Beifall aufgenommen, denn sie waren Kenner von solchen Dingen.

Mit bloßen Degen in der Hand stellten sie sich alle in

einen Halbkreis um Pelerin herum und erwarteten das Signal ihres Anführers.

»Wackerer Mann,« sagte letzterer zu dem Bauer, »verfehle nicht es uns zu sagen, wenn dein Gedächtniß wieder genugsam angefrischt ist.«

Dann fuhr er zu den Banditen gewendet fort:

»Na, so fangt an, Kinder, und macht eure Sache gut.«

Ein Degen hob sich und fiel, dann ein zweiter, dann ein dritter und so fort, bis sämmtliche sieben mit ihrer flachen Klinge die braune pergamentartige Haut des Unglücklichen getroffen. Dann kam wieder der Erste an die Reihe und so weiter. Es dauerte nicht lange, so ließ jeder Degen auf der Stelle, die er berührte, eine bläuliche Furche zurück und dann dauerte es wieder nicht lange, so riß jede Klinge, indem sie sich hob, einen Fetzen Fleisch mit fort.

Pelerin stieß ein dumpfes Gebrüll aus und wand sich hin und her wie eine Schlange, aber ohne sich aufrichten zu können.

Von Secunde zu Secunde sagte Lespinassou zu ihm:

»Wo ist das Geld? — Wo ist La Cuzon? — wo ist Barroz? — Wo ist Marquis?«

Pelerin aber antwortete mitten durch sein Geheul hindurch immer nur:

»Ich weiß es nicht.«

Und Lespinassou sagte wieder zu den Grauen:

»Fahrt fort, Kinder, fahrt fort. Ihr sehet wohl, daß ein Höcker noch nicht flach geschlagen und daß sein Gedächtniß noch nicht zurückgekehrt ist.«

Und die Klingen fuhren fort mit einer diabolischen Gleichgiltigkeit sich zu heben und niederzufallen.

Nach einigen Augenblicken änderte sich der trockene pfeifende Ton, welchen sie hervorbrachten, indem sie auf das Fleisch niederschlugen. Es war jetzt, als wenn sie flüssigen Schlamm peitschten und bei jedem Hiebe sprang das Blut hervor, so daß die Grauen mit der rechten Hand schlugen und mit der linken sich das mit Blut bespritzte Gesicht abwischten.

Pelerin schrie nicht mehr. — Ein krampfhaftes Zucken schüttelte seine Glieder, er verdrehte die Augen und stürzte mit dem Gesicht zur Erde nieder.

V.

In welchem von dem jungen Manne mit dem schwarzen Haar, von dem jungen Manne mit dem blonden Haar und der Gerechtigkeit des Capitäns La Cuzon die Rede ist.

»Zum Teufel!« murmelte Lespinassou; »wenn er todt wäre, so wäre mir das nicht lieb.«

Nachdem er einige Augenblicke lang nachgedacht, setzte er jedoch hinzu:

»Na — stirbt man denn an einer solchen Kleinigkeit? Der Schurke ist ohnmächtig, oder stellt sich so. Wir wollen ihn wieder zur Besinnung bringen.«

Eine Geberde des Anführers erklärte seinen Begleitern den Sinn dieser letzten von ihm gesprochenen Worte.

Die Geberde hatte erst auf den anscheinend leblosen Körper Pelerin's und dann auf den Tisch gezeigt, auf welchem Lespinassou's Hut lag.

Der Capitän bedeckte seinen dichtbehaarten Kopf mit diesem Hute, der zum Zeichen des Ranges seines Trägers mit einer schmalen Goldtresse besetzt war.

Die Grauen hoben den unglücklichen bewußtlosen Bauer auf, legten ihn ausgestreckt auf den Tisch und banden ihn daran mittelst der Schnüre fest, womit einer von ihnen stets reichlich versehen war.

Pelerin gab immer noch kein Lebenszeichen.

»Wohlan,« rief Lespinassou, indem er sich von dem hölzernen Stuhl erhob, den er seit dem Beginne dieses entsetzlichen Auftrittes nicht verlassen, »es ist nun Zeit, diesem armen Teufel ein wenig Riechsalz zu reichen.«

Dasselbe Lächeln oder vielmehr dasselbe scheußliche Zähnefletschen, von welchem wir schon gesprochen, begleitete diese Worte und machte ihren Sinn auf schreckliche Weise klar.

Lespinassou zog ein langes spanisches Messer aus dem Gürtel, näherte sich dem Bauer und begann mit der Spitze dieses Messers auf seiner nackten Brust allerhand Figuren zu zeichnen, wobei er Sorge trug, daß der Stahl blos einige Linien tief in das Fleisch eindrang. *)

Das Blut rieselte. Die Grauen sahen zu und klatschten vor Freude in die Hände.

Plötzlich stieß die Spitze des Messers auf einen Muskel. Ohne Zweifel war der Schmerz ein grausamer, denn Pelerin öffnete sofort die Augen wie eine Leiche, welche man der Ein=

*) Diese empörenden Scenen sind streng historisch. — Der Verfasser sah sich in die unbedingte Nothwendigkeit versetzt, sie zu reproduciren, um seinen Lesern einen Begriff von den entsetzlichen Grausamkeiten zu geben, deren die Schweden und die Grauen sich während jenes langen Krieges schuldig machten.

wirkung einer galvanischen Batterie unterwirft. Gleichzeitig drang ein dumpfes Aechzen aus den Tiefen seiner bluttriefenden Brust.

»Nun,« rief Lespinassou, »wirst Du wieder munter, mein wackerer Freund? — Du bist lebendiger und gesunder als jemals, nicht wahr? Hast Du dein Gedächtniß wieder erlangt? — Weißt Du, wo das Geld ist? — Weißt Du, wo La Cuzon ist? Weißt Du, wo Varroz ist? Weißt Du, wo Marquis ist? — und wirst Du Dich endlich entschließen, deinem guten Freunde Lespinassou dies Alles zu sagen?«

Die Lippen des Bauers bewegten sich, brachten aber keinen Laut hervor.

An dieser Bewegung der Lippen aber errieth sein Henker, daß Pelerin nur noch die Kraft gefehlt hatte, um abermals zu antworten:

»Ich weiß es nicht.«

Lespinassou knirschte mit den Zähnen. Eine unaussprechliche Wuth bemächtigte sich seiner.

»Ha, Du weißt es nicht!« wiederholte er; »Du weißt es nicht!«

Und die Klinge seines Messers bohrte sich zwei Zoll tief in den rechten Arm des Unglücklichen, welcher ein Gebrüll wie ein Verdammter der Hölle ausstieß.

»Weißt Du es nun?« fragte Lespinassou.

»Nein! nein! nein!« schrie Pelerin verzweiflungsvoll, »ich weiß es nicht! ich weiß es nicht!«

Lespinassou bohrte ihm sein Messer in den linken Arm, wie er ihm eben den rechten durchbohrt, und fragte abermals:

»Weißt Du es nun?«

»Und Pelerin antwortete wieder:

»Ich weiß es nicht.«

Leichenblässe überzog das mit Narben bedeckte Gesicht Lespinassou's. — Die Wuth des blutdürstigen Henkers ging in Paroxysmus über. Seine herkulische Hand mit den dicken behaarten Fingern packte den Bauer an der Gurgel und er hatte einen Augenblick lang die Absicht, ihn zu erwürgen. Aber Pelerin mußte sprechen, ehe er stürbe. Lespinassou's Hand ließ ihn wieder los.

»Es muß dürre Reiser hier geben,« sagte er, indem er sich zu seinen Begleitern wendete; »suchet darnach und bringet sie.«

Zwei der Grauen ergriffen ein brennendes Scheit, welches ihnen als Fackel dienen sollte, und begannen eine Nachsuchung in dem Hause anzustellen.

»Zieht diesem Kerl Strümpfe und Schuhe aus,« setzte der Capitän hinzu, indem er auf Pelerin zeigte, dessen Beine über den Rand des Tisches herabhingen.

Dieser Befehl war sehr leicht auszuführen und der Bauer seiner grobwollenen Strümpfe und schweren Holzschuhe sehr rasch entledigt.

In diesem Augenblick kamen die Banditen zurück und brachten ein großes Bündel trockener Dornenreiser, welches sie in dem Schuppen gefunden.

Sie fragten nicht einmal, was sie damit machen sollten, so gewöhnt waren sie an dergleichen Expeditionen. Sie warfen die Dornenreiser auf den Boden unter Pelerin's nackte Beine.

Lespinassou, welcher das blutige Messer, dessen er sich bedient, wieder in seinen Gürtel gesteckt, nahm den Feuerbrand aus den Händen des Mannes, der ihn hielt, und sagte zu dem Bauer:

»Ich frage zum letzten Male — höre und antworte:

Wo ist das Geld? — wo ist dein Herr? — wo ist der Oberst Varroz? — wo ist der Pfarrer Marquis?«

Und über Pelerin gebeugt, welcher seinen letzten Athemzug zu röcheln schien und aus allen seinen Wunden blutete, horchte er begierig.

Der Bauer schloß die Augen und schwieg.

Lespinassou wartete einige Secunden — dann bückte er sich, ohne weiter ein Wort hinzuzufügen, und fuhr mit dem brennenden Scheite unter die trockenen Dornenreiser, welche aufloderten wie Stroh. In weniger als einer Secunde leckte die knisternde Flamme an Pelerin's Füßen und Beinen.

Dieser Augenblick war es, wo der Unglückliche jenen durchbohrenden entsetzlichen Schrei ausstieß, von welchem wir oben sprachen.

Er machte, um sich aufzurichten, eine so gewaltige Anstrengung, daß er die Schnüre, womit er festgebunden war, halb zerriß, während er sich sträubend murmelte:

»Löscht dieses Feuer aus — löscht dieses Feuer aus — ich will Alles sagen.«

Mit einem Fußtritt schleuderte Lespinassou die brennenden Dornenreiser auseinander.

Pelerin fuhr mit einer Stimme, die mit jedem Worte schwächer ward, fort:

»Was das Geld und was La Cuzon betrifft, so weiß ich nichts — Varroz und Marquis aber sind —«

Er hatte nicht Zeit auszureden.

Der Rahmen und die Scheiben des Fensters flogen in Trümmer und der junge Mann mit dem schwarzen Haar, einem Pistol in der einen und seinem langen Degen in der andern Hand, schlug wie ein Blitzstrahl mitten unter die erschrockenen Grauen hinein.

Sein erster Schuß streckte einen der Banditen nieder, sein Degen, welcher flammte wie das Schwert des Erzengels, nagelte einen zweiten an den Rand des Tisches, fuhr bluttriefend aus der Brust, die er durchbohrt, wieder heraus und begann furchtbare Räder zu beschreiben, indem er die Hand, welche dieselben zog, in eine bewegliche undurchdringliche Stahlmauer einschloß, aus welcher von Augenblick zu Augenblick tödtliche Blitze hervorzuckten.

Einer der Grauen kam auf den Einfall, sich mit plattem Leibe auf den Boden niederzuwerfen, als ob er verwundet wäre, um kriechend bis zu diesem furchtbaren räthselhaften Angreifer zu gelangen und verrätherisch von unten nach oben einen Stoß nach ihm zu führen. Der junge Mann aber hatte diese List errathen und in dem Augenblick, wo der Bandit nur noch etwa drei Schritte von ihm entfernt war, zerschmetterte er ihm mit seinem zweiten Pistol den Kopf.

Es blieben ihm nur noch fünf Gegner zu bekämpfen. Zu diesen aber gehörte der Riese Lespinassou, der für sich allein drei Mann galt — wenn auch nicht an Muth, doch wenigstens an Kraft.

Der Unbekannte hatte sich an die Brüstung des offenen Fensters gelehnt, um nicht Gefahr zu laufen, von hinten überfallen zu werden. Ueberdies schnitt er auf diese Weise den Banditen den Rückzug ab. Sie hatten, wie wir wissen, die Thür verriegelt und dachten in der unaussprechlichen Verwirrung dieses Augenblickes nicht daran, sie zu öffnen. Auch hätten sie dies vielleicht gar nicht gekonnt, denn diese Thür befand sich im Bereich des feurigen Kreises, welchen das Schwert des Racheengels beschrieb.

Einer der Grauen versuchte jedoch den Kreis zu durchbrechen, er fiel aber, um nicht wieder aufzustehen.

Die drei andern verloren den Kopf. Lespinassou dagegen gewann wieder einen gewissen Grad von Kaltblütigkeit und faßte die Situation ins Auge.

»Er ist allein!« rief er, »und wir sind unser Vier. Schlagen wir ihn todt wie einen Hund — todt — todt!«

Und er drückte seine Pistolen beide auf einmal ab. Seine Hände zitterten aber und er traf den Unbekannten nicht.

»Elender!« rief dieser Letztere, »ha, ich kenne Dich! Du bist Lespinassou. Du besitzest die Wildheit des Wolfes, aber auch seine Feigheit. Du verstehst nur aus der Ferne zu tödten. Komm doch hierher, zu mir, Eisen gegen Eisen — komm — und wenn etwas, was Aehnlichkeit mit einem Herzen hat, in deiner behaarten Brust schlägt, so zeige es.«

Und da Lespinassou dieser Aufforderung nicht Folge leistete, so stürzte der junge Mann sich auf ihn.

Der Bandit hatte keinen Schritt vorwärts gethan, aber er hielt ohne zurückzuweichen den Anprall seines furchtbaren Feindes aus.

Nun begann ein Kampf zwischen diesen beiden Männern, von welchen der Eine den Andern um eine ganze Kopflänge überragte, obschon der Jüngere ebenfalls von hohem Wuchse war. Aber wir wissen schon, daß Lespinassou ein Koloß war.

Der Unbekannte ging mit einer Wuth und einem Ungestüm auf ihn los, welches sich mit Worten nicht beschreiben läßt. Die Spitze seines Degens hüpfte wie ein Irrlicht von der Brust nach dem Gesicht des Riesen, und Letzterer konnte weiter nichts thun, als mit seinem schweren Hieber diese Stöße pariren, welche so rasch aufeinander folgten, wie die Blitze an einem von Gewitterwolken bedeckten Himmel.

Lespinassou wäre verloren gewesen, wenn er in diesem Augenblick mit seinem Gegner allein gewesen wäre, denn ge-

nöthigt, sich auf der Defensive zu halten, hätte er die Spitze des flammenden Degens nicht lange abhalten können, in sein Herz zu dringen. Er begriff dies, denn zum zweiten Male schrie er den drei Cameraden, die ihm noch übrig waren, zu:

»So kommt mir doch zu Hilfe, Ihr feigen Halunken! Ihr seht ja, daß er allein ist! Schlagt ihn von hinten nieder!«

Die Grauen faßten bei diesen Worten wieder Muth und stürzten sich Alle auf einmal auf den gemeinsamen Feind, nicht wie Menschen, sondern wie wüthende Wölfe. Der Kampf ward ungleich. In einen eisernen Ring eingeschlossen und genöthigt, sich gegen vier Degen auf einmal zu vertheidigen, kämpfte der junge Mann noch, fühlte aber mit Verzweiflung, daß er unterliegen müsse.

Sein Athem stockte, seine Augen umflorten sich, sein Arm begann zu erlahmen und ein unheimliches Klingen dröhnte in seinem Ohr.

»Ha!« sagte er bei sich selbst, »das ist mein Grabgeläute. Das ist der Tod, welcher herannaht, aber wenigstens werde ich mich in ein von Blut überschwemmtes Grab betten.«

Und mit gewaltiger Anstrengung führte er einen jener furchtbaren Streiche, wie nur die Helden der Ritterromane des Mittelalters sie zu führen wußten, und streckte einen der Banditen mit bis auf die Schultern herab gespaltenem Kopfe zu seinen Füßen nieder.

Lespinassou und die beiden Andern wichen zurück. — Dieser Waffenstillstand dauerte nur eine Secunde. Sie sahen bald alle Drei, daß die Kräfte des Unbekannten erschöpft waren — sie sahen, daß er zu taumeln begann und daß sein Degen sich nur noch unregelmäßig und krampfhaft bewegte.

Mit lautem Triumphgeheul kehrten sie zu dem Angriff zurück. Der junge Held empfahl seine Seele Gott und erwartete den Tod.

Aber nicht der Tod kam, sondern Hilfe und Beistand. Eine Stimme rief von draußen:

»Muth! — Ich komme!«

Ein Mann sprang durch das offene Fenster, gab mit seinen beiden Pistolen Feuer, streckte einen der Grauen nieder, nahm dann den Degen zur Hand, stellte sich neben den ersten Kämpfer und sagte zu Lespinassou:

»Nun sind wir Zwei gegen Zwei! Komm, wenn Du es wagst!«

Lespinassou aber wagte es nicht.

Das freigewordene Fenster bot einen Weg zur Flucht. Lespinassou benutzte ihn, sprang zu dem Hause hinaus und verschwand in der Finsterniß, während der einzige von seinen Spießgesellen noch am Leben gebliebene ihm folgte.

Sechs Leichen lagen über- und durcheinander in dem niedrigen Gemach. Die Diele war mit Blut überströmt, wie die Steinplatten eines Schlachthofes. Pelerin, der immer noch blutend auf dem Tische lag, schien todt zu seyn.

Der furchtbare Auftritt, welchem wir unsere Leser haben beiwohnen lassen, hatte in weit kürzerer Zeit stattgefunden, als wir gebraucht haben, ihn zu erzählen. Wenige Minuten waren hinreichend gewesen, um so viel Todte aus eben so viel Lebendigen zu machen.

Es scheint uns beinahe überflüssig, hinzuzufügen, daß der so zur rechten Zeit dem jungen Manne mit dem schwarzen Haar zu Hilfe gekommene Fremdling Niemand anders war, als der Reisende, mit welchem wir in der Herberge des wackern Jacques Vernier und auf den geheimen Wegen, welche

von Champagnolles und Longchaumois führten, Bekanntschaft gemacht haben.

Der junge Mann, welchen er dem sichern Tod entrissen, bot ihm die Hand und sagte mit bewunderungswürdiger Einfachheit zu ihm:

»Wer Ihr auch seyn mögt, Messire, Franzose oder Franche-Comtese — Spanier oder Schwede — so ist der Capitän La Cuzon hinfort der eure auf Leben und Tod.«

»La Cuzon!« wiederholte der Fremde, »Ihr seyd La Cuzon!!«

»Ja, Messire.«

»Ich hätte es ahnen können,« setzte der Unbekannte hinzu, indem er die Leichen betrachtete, »denn welcher andere Degen als der La Cuzon's hätte solche Streiche zu führen vermocht?«

Dann setzte er schnell hinzu:

»Ach, Capitän, es ist mein guter Stern, der mich mit Euch hier zusammengeführt hat.«

La Cuzon unterbrach ihn lachend.

»Euer guter Stern!« wiederholte er, »und was soll ich denn von dem meinen sagen? Uebrigens glaube ich, Messire, wir müssen zwei Zwillingssterne haben, denn ohne den Beistand des euren wäre der meine diese Nacht erloschen. Ich habe Euch jedoch unterbrochen und bitte Euch deswegen um Verzeihung. Ihr scheinet Euch über unsere Begegnung zu freuen. Darf ich fragen warum?«

»Ich habe mit Euch zu thun, Capitän.«

»Mit mir?« rief La Cuzon im Tone des Erstaunens.

»Ich wollte Euch in Saint-Claude aufsuchen, wo ich, wenn auch nicht Euch zu finden, doch wenigstens ein Mittel

zu entdecken hoffte, mich mit Euch in Mittheilung setzen zu können.«

»Wohlan, Sire, hier bin ich undich brauche Euch nicht zu wiederholen, daß ich ganz zu euren Diensten stehe.«

»Was ich Euch zu sagen habe, ist lang, Capitän, und der Ort, wo wir uns befinden —«

»Ein sehr abstoßender, nicht wahr? Ach, es ist ein trauriger, entsetzlicher Krieg, dessen Ergebnisse wir hier vor uns sehen. Wir wollen dieses Haus verlassen, welches das meine ist — ehe ich mich aber entferne, bleibt mir eine furchtbare Pflicht zu erfüllen. Gehet zuerst hinaus, Messire, ich rathe es Euch, denn das, was ich thun werde, ist ein Act der Gerechtigkeit und Nothwendigkeit, der Euch aber dennoch sehr grausam erscheinen würde. — Gehet, ich bitte Euch.«

»Warum, Capitän? Eine That von Euch, worin sie auch bestehen möge, kann mich wohl in Erstaunen setzen, aber niemals werde ich sie tadeln.«

»Nun gut, so bleibt, und seyd Zeuge dessen, was hier geschehen wird. Vergesset aber nicht, daß ich ein unermeßliches Werk unternommen habe — vergesset nicht, daß ich einem heiligen Ziel entgegenstrebe, — vergesset nicht, daß nur der Verrath dieses Werk hemmen und dieses Ziel umstürzen könnte und daß ich daher überall, wo ich dem Verrath auf meinem Wege begegne, ihn unter meiner eisernen Ferse ohne Schwäche und ohne Mitleid zermalmen muß. Bleibet, Messire, und wundert Euch nicht, wenn Ihr mich den Richter, welcher verurtheilt, und den Henker werden sehet, welcher das Urtheil vollzieht. Wir leben in einer Zeit und in einem Lande, wo die Gerechtigkeit summarisch seyn muß und wo das Leben eines Menschen in der Wage, in welcher die Geschicke einer Provinz gewogen werden, von leichtem Gewicht ist!«

Diese Worte und der seltsam feierliche Ton, in welchem sie gesprochen wurden, erregten die Neugier des Fremden im höchsten Grade. Worin bestand denn der Verrath, welchen der Capitän fürchtete? Von welchem Act entsetzlicher Gerechtigkeit wollte er sprechen? Welchem neuen Drama sollte dieses schon mit Blut überschwemmte Haus zum Schauplatz dienen?

Die Antwort auf diese Fragen ließ nicht lange auf sich warten. La Cuzon näherte sich dem Tische, auf welchem der Körper — oder vielleicht die Leiche — des unglücklichen von Lespinassou's Spießgesellen gemarterten Bauers lag. Er zerschnitt die schon halb gesprengten Bande, welche Pelerin festhielten, berührte ihn leicht mit der Spitze des Degens und sagte:

»Wenn Du todt bist, um so besser! — Wenn Du aber noch lebst, so erhebe Dich.«

Diese bekannte Stimme, — die des Herrn — schien Pelerin den Gebrauch seiner Sinne wiederzugeben. Er machte eine leichte Bewegung — seine geschlossenen Lider öffneten sich — er erkannte La Cuzon.

Statt der Freude aber, welche aller Wahrscheinlichkeit nach sich auf seinem Gesicht hättemalen sollen, als er sah, daß er nicht mehr in der Gewalt seiner Henker war, gaben seine Züge die größte Angst zu erkennen.

Mit einer verzweifelten Anstrengung richtete er sich auf, stieg von dem Tische herunter, der für ihn eine Folterbank gewesen, und sank die Hände faltend vor La Cuzon auf die Knie nieder, indem er murmelte:

»Gnade, Herr! — Im Namen des Heilands der Menschen, im Namen der heiligen Jungfrau Maria, verzeihet mir. Ich habe so viel gelitten.«

»Du hast gelitten, aber Du hast verrathen!« antwortete der Capitän in langsamem, ernstem Tone, »den Verrath entschuldigt nichts.«

»O Herr, wenn Ihr wüßtet —«

»Wohlan, sage mir, was ich wissen soll — ich bin dein Richter und als Richter muß ich deine Vertheidigung hören — wenn Du nemlich glaubst Dich vertheidigen zu können.«

»Ich habe so lange widerstanden, als ich konnte.«

»Du hättest widerstehen sollen bis in den Tod.«

»Sie haben mir den Rücken mit ihren Degen zerfleischt — und ich habe nichts gesagt.«

»Dies war deine Pflicht.«

»Sie haben mir mit ihren Dolchen die Arme durchbohrt — und ich habe nichts gesagt.«

»Auch das war deine Pflicht.«

»Sie haben mir mit ihren Messern die Brust zerfetzt — — und ich habe nichts gesagt.«

»Du hast nicht mehr gethan als deine Pflicht.«

»Sie haben Feuer unter meinen Füßen angezündet,« stammelte Pelerin, »und dann —«

Er redete nicht aus.

»Und dann,« fuhr der Capitän fort, »dann wolltest Du sprechen.«

»Die Kräfte verließen mich, Herr — ich litt zu viel —«

»Litten die ersten Christen, als man ihre Körper mit Harz und Theer bestrich, um lebendige Fackeln aus ihnen zu machen, vielleicht weniger als Du?« antwortete La Cuzon, »und dennoch verläugneten sie ihren Gott nicht — sie verriethen ihren Glauben nicht! — Glaubst Du, daß die glühende Berührung eines Feuerbrandes mich gezwungen hätte, zu sprechen? Glaubst Du, daß ich zum Verräther geworden wäre?«

»Nein, Herr, o nein, aber Ihr seyd stark — Ihr seyd muthig — während ich —«

»Während Du ein Schwächling und ein Feigling bist,« ergänzte La Cuzon. »Nicht wahr, das war es, was Du sagen wolltest?«

Pelerin senkte den Kopf auf seine zerfleischte Brust herab.

»Ich bin alt — ich bin krank und gebrechlich,« sagte er mit beinahe erlöschender Stimme.

»Und auf diese Weise vertheidigst Du Dich!« rief der Capitän laut. »Du sprichst ja gegen Dich selbst mehr, als dein tödtlichster Feind thun könnte — alt und gebrechlich, sagst Du! — Also um die erbärmlichen Ueberreste deines elenden Lebens zu retten, um deinen gebrechlichen, verkrüppelten Körper noch einige Tage auf der Erde herumzuschleppen — deswegen und blos deswegen standest Du im Begriff, Lespinassou und seinen Banditen das edle Leben derer auszuliefern, welche unter den Vertheidigern der heiligen Sache die Ersten sind! — Wenn ich also nicht gekommen wäre — wenn ich mich nur um eine Stunde — um eine halbe Stunde — um einige Minuten verspätet hätte, so wären der Oberst Varroz und der Pfarrer Marquis verloren gewesen und zwar durch Dich; denn in diesem Augenblick das Geheimniß ihres Verstecks verrathen, hieße sie ins Verderben stürzen, es hieße sie dem Dolche des Meuchelmörders, dem Richtbeil des Henkers preisgeben. Das würdest Du gethan haben, wenn ich nicht noch zur rechten Zeit gekommen wäre. Dies ist das Verbrechen, dessen ich Dich anklage und dessen ich Dich überführt erkläre. Hast Du etwas zu antworten?«

Pelerin wälzte sich zu La Cuzon's Füßen, indem er un-

deutliche Worte murmelte, von welchen man weiter nichts verstand, als das mehrmals wiederholte »Gnade! Gnade!«

Angst und Verzweiflung raubten ihm fast den Verstand.

»Du hast verrathen,« hob der Capitän nach kurzem Schweigen wieder an. »Du bist gerichtet — Du bist verurtheilt — Du wirst sterben.«

»Nein, nein, nein!« rief Pelerin, dem diese in kaltem Tone gesprochenen Worte auf einige Secunden eine fieberhafte Kraft verliehen; »ich will nicht — ich will nicht sterben.«

Er richtete sich auf und that einige Schritte in der Richtung nach der Thür, wie um zu entfliehen. Seine kraftlosen Beine aber wurden ihm untreu, er fiel wieder nieder, streckte seinem Herrn flehend die Hände entgegen, fing an zu schluchzen und rief wiederholt:

»Gnade! Gnade!«

»Du wirst sterben,« sagte der Capitän; »empfiehl deine Seele Gott.«

Und sich bückend zog er einem der getödteten Banditen ein geladenes Pistol aus dem Gürtel, drückte es auf Pelerin ab und zerschmetterte ihm den Kopf.

Der Unbekannte stieß einen Ruf des Entsetzens aus und wendete sich rasch hinweg.

La Cuzon kam auf ihn zu.

»Ich hatte es Euch vorher gesagt,« bemerkte er; »es ist gräßlich, aber es ist nothwendig. Sobald einmal der Verrath sich unter uns schleichen kann, ist die Sache der Franche-Comté verloren. Morgen werden einige unserer Leute hierherkommen, um alle diese Leichen zu begraben, und ich werde ihnen sagen, daß unter denselben sich auch die Pelerin's befindet, welcher wegen Verraths von meiner Hand den Tod gefunden. Und nun, Messire, verlassen wir dieses Zimmer, denn ich

wünsche eben so sehr, als Ihr, aus dieser entsetzlichen Blutatmosphäre hinwegzukommen. Sobald wir hinaus sind, glaube ich, wird Euch nichts abhalten, mir zu sagen, was Euch veranlaßt hat, mich in Saint-Claude aufzusuchen.«

»Ganz gewiß nicht, Capitän,« antwortete der Unbekannte.

Und sie gingen Beide hinaus.

VI.

Raoul.

»Wo ist denn euer Pferd?« fragte La Cuzon.

»Ich habe es mit dem Zügel an einen Baumstamm gebunden,« antwortete der Reisende. »Seyd Ihr zu Fuße, Capitän?«

»Nein, aber mein Pferd braucht nicht angebunden zu werden, wie Ihr gleich sehen werdet.«

La Cuzon steckte zwei Finger in den Mund und ließ ein sanftes, lang anhaltendes Pfeifen hören.

Rasche Hufschläge antworteten diesem Pfeifen und eine prachtvolle Berberstute kam zu ihrem Herrn herangeschnaubt.

»Welch' ein wunderschönes Thier!« rief der Unbekannte.

»Sie ist ein Geschenk Carls von Lothringen,« sagte der Capitän, indem er mit der Hand in die lange, seidene Mähne der Stute fuhr. »Sie kennt mich, sie liebt mich, sie gehorcht meinem Ruf und gehorcht nur mir. — Sie geht auf dem Abhange der für unzugänglich erklärten Berge mit eben so siche-

rem und festem Tritt wie auf der schönsten, breitesten Landstraße. Sie hat mir durch ihre wunderbare Schnelligkeit zwei- oder dreimal das Leben gerettet und mich gesund und unversehrt durch Hinterhalte und Kugelregen getragen. Mit einem Worte, sie ist für mich mehr als ein Reitpferd, sie ist eine zuverlässige Freundin --«

Der Reisende wollte die Stute liebkosen, wie der Capitän gethan hatte, aber sie bäumte sich wüthend, ehe noch die Hand des Unbekannten ihren biegsamen stolzen Hals berührt hatte, ihre Nüstern blähten sich und sie wieherte drohend und zornig.

»Nehmt Euch in Acht!« sagte La Cuzon, »gegen mich ist sie ein Lamm, für Alle aber, die sie nicht kennt, ein Teufel. Wenn wir einige Zeit beisammen blieben, so würde sie sich allerdings allmälig an Euch gewöhnen und Ihr könntet Euch dieser Dame ohne Furcht nähern. Jetzt, Messire, holet euer Pferd und laßt uns machen, daß wir fortkommen, denn die Zeit vergeht und man erwartet mich.«

Die beiden Männer schwangen sich in den Sattel.

Einige Minuten lang ritten sie schweigend neben einander her.

Der Unbekannte gehorchte, ohne sich ihm entziehen zu suchen, dem Zauber, welcher diesen kaum zweiundzwanzigjährigen jungen Mann, den berühmtesten und populärsten Namen des Gebirges, den ritterlichen Helden eines heiligen Krieges umstrahlte. Er sah ihn hier neben sich, einfach und bescheiden in seinem Ruhm, den er selbst nicht zu kennen schien, und dennoch gab es keinen Felsen, kein Thal, keine Hütte in der ganzen Provinz, die nicht von dem Namen dieses Mannes wiedergehallt hätte.

Zwanzigmal hatten die verbündeten Armeen Frankreichs

und Schwedens vor den Schaaren die Flucht ergriffen, welche von diesem heldenmüthigen Anführer befehligt wurden, der beim Angriffe der Erste, auf dem Rückzuge der Letzte war. An dem unbezähmbaren Muth, an der unermüdlichen Ausdauer dieses Mannes waren die Bestrebungen des großen Cardinals zerschellt. Treu der Sache Spaniens, welche für ihn die Sache der Freiheit repräsentirte, vertheidigte La Cuzon sein Land Fuß um Fuß, Berg um Berg und Felsen um Felsen. Nichts konnte ihn ermüden oder entmuthigen oder niederdrücken. Er allein war die Concentration jenes alten Unabhängigkeitssinnes, welcher mit dem alten Blut in den Adern einer ganzen Bevölkerung rann. Er war die stolze Verkörperung der alterthümlichen Freiheit, deren letzte Fahne er auf den schneeigen Berggipfeln seines Vaterlandes aufpflanzte.

Dies Alles sagte sich der Unbekannte, und La Cuzon schien ihm um so größer, je weniger er sich seiner eigenen Größe bewußt zu seyn schien.

Der Capitän war der Erste, welcher das Schweigen brach.

»Messire,« sagte er, »verzeihet, wenn ich die Gedanken störe, welchen Ihr nachhänget. Ihr sagtet mir aber, Ihr hättet viel mit mir zu sprechen, und wir werden bald in eine Gegend kommen, wo das Schweigen nothwendig werden wird denn jeder Felsen, jedes Gebüsch, jeder Baumstamm kann einen Feind und folglich eine Gefahr bringen. Hier ist diese Gefahr ohne Zweifel auch schon vorhanden, aber doch weniger drohend. Sprecht daher, Messire, ich bin bereit Euch zu hören, und der Mann, der mir das Leben gerettet, kann auf mich zählen, wenn er mich vielleicht um etwas zu bitten hat und wenn dieses Etwas von mir abhängt.«

»Capitän,« antwortete der Unbekannte mit einer Stim-

me, welche vor innerer Bewegung zitterte, »meine Lage ist schwierig und meine Verlegenheit eine außerordentliche. Ich habe eine Frage an Euch zu richten und Euch ein Geheimniß mitzutheilen. Ich sollte, ehe ich etwas von Euch verlange, Euch dieses Geheimniß offenbaren, welches wichtig ist, nicht blos für mich, sondern auch für die Sache, der Ihr dienet und der auch ich dienen will. Der Muth gebricht mtr aber und ich kann nicht länger warten. Uebrigens wird von der Antwort, die Ihr mir geben werdet, ohne Zweifel der Entschluß abhängen, den ich fassen werde und der über meine Zukunft entscheiden wird.«

Der Unbekannte schwieg.

»Ihr setzet mich in Erstaunen und machet mich sehr neugierig, Messire,« rief La Cuzon. »Wir begegnen uns heute zum ersten Male und euer Accent verräth mir, daß Ihr allem Anschein nach weder ein Franche-Comtese noch ein Spanier seyd. Wie kann ich daher, ohne es zu wissen, zu eurem Leben in so naher Beziehung stehen, daß ein Wort von mir irgend welchen Einfluß auf eure Zukunft äußern sollte? Das begreife ich nicht.«

»Capitän,« antwortete der Unbekannte, »Ihr habt eine Cousine —«

»Ha!« rief La Cuzon und zuckte so plötzlich zusammen, daß seine linke Hand den Zügel straff zog und seine Stute einen gewaltigen Seitensprung that.

»Im vergangenen Jahre,« fuhr der Unbekannte, selbst zu sehr bewegt, um diese Bewegung des Andern zu bemerken, fort, »im vergangenen Jahre bewohnten eure Cousine und ihr Vater ein kleines Haus im Walde von Chaux bei Dôle. — Seitdem ist euer Onkel, Pierre Prost, wieder in das Gebirge zurückgekehrt, aber er ist allein zurückgekommen, und man

sagt, Eglantine sey gestorben. — Ist das wahr, Capitän? Hat Eglantine wirklich aufgehört zu leben?«

Obschon diese Worte in bittendem Tone gesprochen wurden, antwortete La Cuzon doch nicht sogleich. Er schien mit sich zu Rathe zu gehen und die Falten seiner Stirn, die schwarzen Augenbrauen, welche sich schmerzlich zusammenzogen, schienen zu verrathen, daß ein heftiger Kampf in ihm stattfand.

»Messire,« sagte er nach Verlauf eines Augenblicks und indem er fragte anstatt zu antworten, »wenn meine Cousine todt ist, so ist dies eine Familientrauer für ihren Vater und mich, ihre einzigen Verwandten. — Was habt Ihr damit zu schaffen?«

»Ha!« rief der Unbekannte, indem er beide Hände vor das Gesicht hielt, um es zu verbergen, und indem er sich, wiewohl vergebens, bemühte, ein langes Schluchzen zu unterdrücken, welches ihm aus dem Herzen auf die Lippen emporstieg, »ha! sie ist todt — ich sehe es wohl!«

Der verzweiflungsvolle Ton, in welchem diese letzten Worte gesprochen wurden, machte den Capitän abermals stutzig.

»Ihr kanntet sie also?« fragte er rasch.

»Ach!« rief der Unbekannte, »ob ich sie kannte!«

»Und vielleicht liebtet Ihr sie?«

»Ja, ja, ich liebte sie! Ich liebte sie mit meiner ganzen Seele, ich liebte sie mit meinem ganzen Herzen. Ich liebte sie mit dem Feuer einer ersten und letzten Liebe.«

»Und sie,« stammelte La Cuzon, »sie, liebte sie Euch auch?«

»Sie fühlte für mich die heilige Zuneigung einer Schwester, und ich glaube, auch die keusche Zärtlichkeit einer Braut.«

Das Haupt des Capitäns sank auf seine Brust herab.

Zwei große Thränen rannen über seine schnell bleichgewordenen Wangen und einige Secunden lang war dieser so starke Mann schwach wie ein Kind.

Ein Wort hatte auf immer den Schleier zerrissen, durch welchen er bis jetzt die Zukunft betrachtet. Eine der großen Hoffnungen seines Lebens war zusammengebrochen und er mußte eines der beiden Götzenbilder umwerfen, deren Heiligthum sein Herz war.

La Cuzon hatte bis auf diesen Tag und bis auf diese Stunde seine Seele in zwei Hälften getheilt. Die eine, die erste und größere, hatte er seiner Göttin, der Unabhängigkeit, gewidmet. Die andere gehörte Eglantinen.

Die erste dieser beiden Neigungen verkündete er laut und schrieb sie auf seine ruhmreiche Fahne. Die zweite dagegen hüllte er in die geheimsten Falten seines Herzens.

Oft aber sagte er zu sich:

»Wenn der Sommer meines Lebens da seyn wird — wenn ich meine Aufgabe gelöst habe — wenn die Comté, frei und stark, keiner Vertheidiger mehr bedarf, wenn mir, dem fleißigen Arbeiter, nichts mehr übrig bleiben wird, als nach Beendigung meines Tagwerks meinen Lohn zu verlangen, dann, wenn ich wieder mein eigner Herr geworden bin, dann, wenn ich das Recht erworben habe, meinen siegreichen Degen am Herde meines Hauses aufzuhängen — dann werde ich Eglantinen meine so lange schüchterne Liebe gestehen und ihr diese Hand bieten, welche mächtig, und diesen Namen, welcher berühmt war. Dann werden wir bald an einer Wiege die blutige Vergangenheit vergessen, um nur an die lächelnde Zukunft zu denken, die uns in den blonden Häuptern unserer schlafenden Kleinen winkt.

So dachte La Cuzon, während er wie ein junger Tiger

unter den Schaaren der Feinde wüthete und sie niedermähte, wie reife Aehren. Dies war der Horizont, auf den sein Auge sich richtete, während sein unermüdlicher Arm so furchtbare Streiche führte. Und nun brach mit einem Male Alles in Trümmer!

Eglantine liebte ihn nicht, Eglantine konnte ihn niemals lieben lernen, Eglantine liebte einen Andern.

Der Schlag war ein grausamer und die Wunde schmerzhaft. Wir haben zwei große Thränen die bleiche Wange des Kriegers herabrinnen sehen.

Aber La Cuzon war einer von jenen bevorzugten Menschen, deren Seele im Nothfalle von Stahl ist, eben so wie der Körper, und welche ihrem Herzen eben so befehlen können, unempfindlich zu seyn, wie ihren Nerven, nicht zu ermüden.

»Dir,« sagte er leise bei sich selbst, aber mit der erhabenen Begeisterung des vollbrachten Opfers, »Dir, heilige Freiheit — Dir gehöre ich fortan ganz und ungetheilt.«

Die Falten seiner Stirn glätteten sich, seine Brauen hörten auf sich zusammenzuziehen, sein Haupt richtete sich empor und das Blut circulirte wieder wie gewöhnlich unter dem Gewebe seiner braunen Haut.

Der Capitän La Cuzon war wieder er selbst geworden.

»Messire,« sagte er, sich zu dem Unbekannten wendend, »Ihr habt mir das Leben gerettet und es hieße die Schuld der Dankbarkeit übel bezahlen, wenn ich euern Irrthum und euern Kummer noch lange andauern lassen wollte. Eglantine ist nicht todt.«

»Ha!« rief der junge Mann, indem er mit einem gewissen Grade von Fieber und Delirium die Hand des Capitäns ergriff und an sein Herz drückte, »ha, ich wußte es

wohl, daß meine Ahnungen mich nicht täuschten! Ich wußte wohl, daß mein Herz in demselben Augenblicke stehen geblieben wäre, wo Eglantinens Herz aufgehört hätte zu schlagen.«

»Aber,« hob La Cuzon wieder an, »Ihr begreift, Messire, daß ich nach der vertraulichen Mittheilung, die Ihr mir so eben gemacht und nachdem ich Euch habe sagen hören, daß Ihr Eglantinen und daß Eglantine Euch liebt, das Recht habe, von Euch ausführlichere Geständnisse zu erwarten und Euch zu fragen, wer Ihr seyd, wie eure Wünsche lauten und von welcher Art eure Hoffnungen sind.«

»Ja, ganz gewiß habt Ihr das Recht, Capitän,« antwortete der junge Mann rasch, »und ich weiß es so gut, daß ich gern vor allen Dingen mit Euch von mir gesprochen hätte, in der furchtbaren Ungewißheit aber, welcher Ihr mich so eben entrissen, hatte ich aber nicht die Kraft dazu.«

»Wohlan, Messire, jetzt, wo Ihr wieder beruhigt seyd, erwarte ich —«

»Ich beginne denn,« sagte der Unbekannte, »und bedenket, Capitän, daß ich Euch zu Allem, was ich Euch sagen werde, auch den Beweis liefern kann. Wundert Euch daher über nichts, wie überraschend auch die Dinge seyn mögen, die ich Euch erzählen werde.«

»Ich bin noch sehr jung,« antwortete La Cuzon, »und dennoch, seitdem ich in dem Alter der Ueberlegung stehe, besonders seit zwei Jahren, habe ich unter meinen Augen so viele anscheinend unmögliche Dinge vorsichgehen sehen, daß es heute eines Wunders bedürfen würde, um mich in Erstaunen zu setzen. Und selbst diesem Wunder gegenüber würde ich wohl die Allmacht Gottes anbeten, aber ohne Erstaunen.«

»Vor noch wenigen Tagen,« hob der Unbekannte an,

»nannte ich mich Raoul Clement und war Reiteroffizier unter den Befehlen des Herrn von Villeroi.«

»Ein Franzose!« rief La Cuzon unwillkürlich die Stirn runzelnd, »Ihr seyd Franzose!«

»Lasset mich fortfahren, Capitän. Ich sagte Euch, was ich gestern war — ich werde Euch nun sagen, was ich morgen seyn werde. Morgen wird der französische Offizier Raoul Clement aufgehört haben zu existiren und der franche-comtesische Baron Raoul von Champ d'Hivers wird an seine Stelle getreten seyn.«

Als der Capitän diesen Namen nennen hörte, hielt er plötzlich sein Pferd an und betrachtete mit offenkundiger Bestürzung seinen Begleiter, dessen schönes, edles, gleichzeitig sanftes und männliches Antlitz von den weißen Strahlen des Vollmondes beleuchtet ward.

»Raoul von Champ d'Hivers,« wiederholte er mit bewegter Stimme, »Ihr? Das ist ja unmöglich! Das große und starke Geschlecht der Champ d'Hivers ist leider erloschen. Der letzte Baron dieses Namens fand vor länger als zwanzig Jahren mit seinem noch in der Wiege liegenden Sohne unter den rauchenden Trümmern seines niedergebrannten Schlosses den Tod.«

»Capitän,« sagte der Fremde, welchen wir von nun an Raoul nennen wollen, »selbst ein Wunder, sagtet Ihr mir eben, würde Euch wenig überraschen und Ihr würdet ruhig die allmächtige Hand Gottes anbeten. Betet denn an, und erstaunt nicht! — Dieses Wunder ist mit mir geschehen. Ich bin der einzige Sohn des letzten Barons von Champ d'Hivers —«

»Messire,« sagte La Cuzon, indem er die Hand auf die Schulter seines Begleiters legte, »ich bitte Euch im voraus,

mich recht zu verstehen, mich zu entschuldigen, und in dem Zweifel, den ich zu erkennen gebe, nichts Beleidigendes zu sehen. Einen Glauben, der seit langer Zeit Wurzel gefaßt hat, rottet man nicht mit einem Male aus, besonders nicht, wenn die Wahrscheinlichkeit für ihn spricht. — Ich bin überzeugt, daß Ihr nicht die Absicht habt, mich zu täuschen, aber hat man Euch nicht vielleicht selbst getäuscht? Wie wäret Ihr aus jenem großen Unglück gerettet worden, in welchem der Baron von Champ d'Hivers umkam? — Ihr werdet mir — ich errathe dies schon — sagen, ein treuer Diener habe allen Gefahren getrotzt, um Euch den Flammen zu entreißen —«

»Ganz richtig — der Hausmeister meines Vaters, ein ehrlicher Mann, welcher Marcel Clement hieß und für dessen Sohn ich mich lange hielt. Was seht Ihr hierbei Wunderbares und Unmögliches, Capitän?«

»Durchaus nichts — die Sache ist sogar sehr einfach. Aber es gibt noch eine andere, die es weit weniger ist.«

»Welche?«

»Folgende: Wie kommt es, daß dieser Hausmeister, dieser ehrliche Mann, dieser treue Diener, nachdem er Euch ohne Zweifel mit Gefahr seines Lebens den Flammen entrissen, welche euer Schloß verzehrten, anstatt laut zu verkünden: Ich habe den letzten Sprößling des edlen Hauses Champ d'Hivers, ich habe den Erben eines unermeßlichen Vermögens gerettet — hier ist er — möge er leben, um seinen Rang unter den großen franche-comtesischen Baronen einzunehmen und zu behaupten! — Euch in Dunkelheit vergraben als seinen Sohn erzogen und Euch seinen Namen hat tragen lassen und daß Ihr erst heute, nachdem zwanzig Jahre vergangen sind, den Titel und das Erbtheil eurer Ahnen in Anspruch nehmet? Gesteht, Messire, alles dies ist seltsam, alles dies scheint wider-

sinnig und unter Denen, welchen Ihr diese Dinge erzählt, werdet Ihr, fürchte ich, nur schwer Zuhörer finden, welche leicht zu überzeugen wären.«

»Capitän,« antwortete Raoul, »ich verstehe eure Zweifel und würde, weit entfernt, sie beleidigend zu finden, dieselben theilen, wenn der alte Marcel Clement, mein Pflegevater, mir nicht das unbestreitbare Licht der Beweise durch die Finsterniß hätte leuchten lassen, welche meine Wiege umgab. Diese hellleuchtende Fackel der Wahrheit wird bald für Euch eben so glänzen wie für mich. Ein einziges Wort wird Euch gleich zum Anfange viele Dinge erklären, die Euch unerklärlich zu seyn scheinen. Meine Existenz mußte in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt werden, um mich, das schwache Kind, dem unversöhnlichen Haß eines mächtigen Feindes zu entziehen. Dieser Haß war gegen meine ganze Familie gerichtet, denn er hatte geschworen, meinen Namen zu verlöschen und meine Familie zu vernichten. Der Brand des Schlosses Champ d'Hivers war kein Unglücksfall, sondern ein Verbrechen — mein Vater starb nicht als Opfer eines furchtbaren Zufalls, sondern fiel von Mörderhand.«

»Von Mörderhand!« wiederholte La Cuzon, ohne sein Erstaunen und seine Aufregung zu verbergen zu suchen.

»Ja,« rief Raoul mit Nachdruck, »und ich werde Euch auch sogleich seinen Mörder nennen. Ihr müßt jedoch die geheimnißvollen Beweggründe des Verbrechens hören, ehe Ihr erfahret, wer der Verbrecher war. Höret mich an, Capitän, und nachdem Ihr mich gehört, werdet Ihr entscheiden, ob ich ein gemeiner Betrieger bin, der einen Namen stehlen will, oder ob ich das Recht habe, meinen Platz in der ersten Reihe unter meines Gleichen zu beanspruchen.«

VII.

Tristan von Champ d'Hivers.

Raoul begann seine Erzählung.

Hier erachten wir es jedoch für angemessen, unserm Helden auf einen Augenblick das Wort zu entziehen und uns im eigenen Interesse des Buches, welches wir schreiben, an seine Stelle zu setzen.

Dieses Verfahren hat einen doppelten Zweck.

Erstens wird es uns erlauben, gewissen Thatsachen und Einzelnheiten, welche Raoul selbst nicht kannte, ihren richtigen Platz anzuweisen.

Zweitens wird es uns die Nothwendigkeit ersparen, die häufigen Fragen und Unterbrechungen des Capitäns La Cuzon mit anzuführen, Fragen, welche die Erzählung des jungen Mannes hemmten und auf diese Weise dem Interesse dieser Erzählung schadeten, wenn auch nicht für die aufmerksamen Ohren seines Zuhörers, doch wenigstens für die zerstreuten Augen unserer müden Leser.

* * *

Der Baron Tristan von Champ d'Hivers — Raouls Vater — war gegen das Jahr 1586 auf einer der umfassenden Besitzungen geboren, welche seiner Familie in der Franche-Comté gehörten. Er erhielt die außerordentlich einfache Erzie-

hung, welche man den Edelleuten jener Zeit gab; dann ward er durch seinen Rang an den Hof Seiner katholischen Majestät des Königs von Spanien gerufen, erhielt hier bald ein Regiment und kam von nun an in der Provinz nur noch selten und auf kurze Zeit zum Vorschein.

Tristan von Champ d'Hivers galt mit Recht für einen der liebenswürdigsten Cavaliere seiner Zeit. Auch waren seine Erfolge zahlreich und sein gutes Glück ein glänzendes.

Dennoch aber war sein Herz, welches ohne Zweifel nach einer dauernden Neigung trachtete, trotz dieser zahlreichen, schnell vorübergehenden Verhältnisse stets freigeblieben.

Tristan hatte eben sein fünfundzwanzigstes Jahr erreicht und dachte ans Heiraten — nicht aus Liebe zu irgend einem weiblichen Wesen, sondern blos, um sein Geschlecht nicht aussterben zu lassen — als er von seinem sterbenden Vater in die Franche-Comté zurückgerufen ward.

Kaum war er jedoch angelangt, so trat eine merkbare Besserung in dem Zustand des Kranken ein, der wenigstens auf einige Zeit sich außer Gefahr sah.

Durch den kindlichen Respect genöthigt, einige Wochen auf der Baronie Champ d'Hivers zuzubringen, widmete Tristan seine Zeit fast ganz dem Vergnügen der Jagd in den hundertjährigen Wäldern, die zu diesen Besitzungen gehörten.

Eines Nachmittags — als er sich eben anschickte, das Signal zum Tode eines armen Hirsches zu geben, welcher vergebens den Hunden die Spitze bot — hörte er plötzlich und nicht weit von sich ein lautes durchbohrendes Geschrei, welches von einer Frauenstimme ausgestoßen ward.

Sofort die Jagd verlassend, setzte Tristan sein Pferd in der Richtung dieses Geschreies in Galopp und gewahrte bald ein junges Mädchen, welches mit furchtbarer Schnelligkeit

von der weißen Stute fortgetragen ward, auf der sie saß, während in ziemlich großer Entfernung ihre zwei erschrockenen Diener folgten, welche »Halt! Halt!« schrien und ihren Pferden die Sporen in die Flanken stießen, ohne daß es ihnen jedoch gelungen wäre, die fliehende Stute einzuholen.

Messire von Champ d'Hivers benutzte die Ueberlegenheit seines eigenen Rosses, eines echten Arabers, den er aus Spanien mitgebracht, und da er übrigens mehre kurze Querwege kannte, so gewann er dem durchgehenden Pferde den Vorsprung ab und faßte es gerade in dem Augenblick am Zügel, wo die junge Dame, vor Angst außer sich und im Sattel hin- und hertaumelnd, im Begriff stand, die Besinnung ganz zu verlieren. Die mit eiserner Faust festgehaltene Stute bäumte sich, mußte aber gehorchen und Tristan fing vom Pferde herabspringend in seinen Armen die Amazone auf, welche er auf den Rasen niedersetzte, wo sie ohnmächtig ward.

Nun konnte der junge Baron mit Aufmerksamkeit die Person betrachten, welcher er das Leben gerettet.

Es war eine Jungfrau von etwas über sechzehn Jahren, weiß wie eine Lilie oder wie der Schnee des Gebirges, mit langem, seidenartigem, rabenschwarzem Haar.

Ihre Augen waren geschlossen und ihre langen braunen Wimpern beschatteten ihre bleichen Wangen. Ihr reiches Costum, die Schönheit ihres Pferdes, die Livrée ihrer Diener waren Anzeichen eines hohen Ranges und bedeutenden Reichthums. Auf dem Griff ihrer Reitgerte, welche ihrer erstarrten Hand entsunken war, sah man ein erhaben gearbeitetes Wappen.

Der junge Baron hatte aber keine Zeit, es näher zu betrachten, denn in diesem Augenblick holten die beiden Lakeien ihre Herrin endlich ein. Einer dieser beiden — ein alter Die-

ner mit weißem Haar und ehrwürdigem Gesicht — dessen Züge durch Aufregung und Angst ganz verstört waren, kniete neben der Besinnungslosen nieder und rief:

»Gott sey gepriesen! Unsere Herrin hat keinen Schaden genommen!«

Dann ergriff er Tristans Hände und küßte dieselbe trotz des Widerstandes dieses letztern, dann setzte er hinzu:

»Dank, Dank, Herr Baron, denn Ihr seyd es, der uns mit Gottes Hilfe dieses theure Kind erhalten hat.«

»Ihr kennt mich?« fragte der junge Mann mit einiger Ueberraschung.

»Wie sollte ich nicht den Herrn Baron kennen? Mein Herr ist ja einer der nächsten Nachbarn des Schlosses Champ d'Hivers.«

»Wie heißt euer Herr?«

»Graf von Mirebel.«

»Ah!« entgegnete Tristan mit stolzer Geberde. Dann fuhr er fort:

»Und diese junge Dame ist also —«

»Fräulein Blanche, das einzige Kind meines Herrn, welcher, wie der Herr Baron nicht verfehlen kann zu wissen, einer der reichsten Edelleute der ganzen Vogtei ist.«

»Ich hoffe, daß dieser Unfall keine ernsten Folgen haben wird,« sagte Tristan hierauf in kaltem Tone. »Ich bitte Euch, eurer jungen Herrin die Theilnahme zu bezeigen, welche ich ihrem zum Glück nur sehr leichten Unfall widme.«

Und Herr von Champ d'Hivers raffte seinen Hut auf, den er auf den Rasen geworfen, und that einige Schritte nach seinem Pferde, welches er mit dem Zügel an den Stamm einer Eiche gebunden.

»Wie, Messire, Ihr entfernt Euch schon?« rief der alte Diener.

»Allerdings. Was habe ich hier zu thun, möchte ich wissen?«

»Nun — ich dachte — ich glaubte — der Herr Baron würde vielleicht die junge Dame, welcher er das Leben gerettet hat, ganz außer aller Gefahr und wieder zum Bewußtseyn erwacht sehen wollen.«

»Da irrt Ihr Euch, mein wackerer Freund,« antwortete Tristan. »Fräulein von Mirabel bedarf weder meiner Fürsorge noch meiner Gegenwart, und ich lasse sie unter eurem Schutze bei vollkommener Gesundheit zurück. Ich wünsche Euch guten Tag.«

Und während der Baron dies sagte, setzte er den Fuß in den Bügel.

Ein solches Benehmen von Seiten eines galanten jungen Herrn war, wie man zugeben wird, wenigstens sonderbar.

Die Erklärung ist aber sehr einfach.

Es handelte sich hier um die tausend und erste Auflage der unsterblichen Chronik der Montecchi und Capuletti.

Seit Jahrhunderten hatten die Barone von Champ d'Hivers und die Grafen von Mirebel, Nachbarn und Nebenbuhler an Macht und Ansehen, sich einen furchtbaren Haß geschworen, der durch Zweikämpfe, Entführungen, Gewaltthaten und, wie man behauptet, sogar einige Meuchelmorde immer neue Nahrung erhalten hatte.

Durch seinen Vater in den Grundsätzen dieses instinctartigen und unvernünftigen Hasses erzogen, hatte der Baron sich nicht enthalten können, einen Widerwillen zu empfinden, als er sich plötzlich der Erbin einer verachteten Familie gegenüber sah. Er bedachte nicht, daß diese Erbin eine anbetungs-

würdige sechzehnjährige Jungfrau und sicherlich ganz unschuldig an den blutigen Unthaten war, welche die Barone von Champ d'Hivers den Grafen von Mirebel zum Vorwurf machten. Er fühlte den erblichen Haß mit seinem Blute in den Adern glühen und deshalb entfernte er sich.

Dennoch aber ritt er nicht fort.

In dem Augenblick, wo er, wie wir schon gesagt haben, den Fuß in den Bügel setzte, mit der linken Hand die wallende Mähne seines Pferdes und mit der rechten den Sattelknopf ergriff, schlug Fräulein von Mirebel, welche allmälig wieder zur Besinnung kam, die Augen auf und ließ einen tiefen Seufzer hören.

Tristan drehte sich um. Blanche ward bei dem Anblick eines Fremden roth wie eine Granatblüthe und machte eine Bewegung, um sich aufzurichten, aber sie war noch zu schwach und sank wieder zurück.

Durch einen gewaltigen Zauber umstrickt, ließ Herr von Champ d'Hivers die Zügel, die er in der Hand zusammengerafft, wieder los und näherte sich der jungen Dame.

»Was ist denn geschehen?« fragte Blanche mit zitternder Stimme, sich zu dem alten Diener wendend; »und warum liege ich hier auf dem Rasen, so matt, als ob ich sterben sollte?«

»Theure Gebieterin,« antwortete der Diener mit jener zärtlichen Vertraulichkeit der alten Diener, welche so zu sagen einen unzertrennbaren Theil der Familie bilden, »eure Stute scheute sich vor einem vorüberrennenden wilden Thier und rannte mit Euch so schnell durch den Wald, daß wir Euch nicht folgen konnten. Ihr geriethet in Angst und wäret noch heruntergestürzt, oder hättet Euch an einem Baumstamm zer-

schlagen, wenn nicht der Herr Baron hier sich muthig eurer Stute entgegengeworfen und sie glücklich festgehalten hätte.«

»In der That,« sagte Blanche mit reizendem Lächeln, »ich fange an mich zu entsinnen.«

Sie heftete auf Tristan einen gleichzeitig neugierigen und dankbaren Blick, die Schamröthe färbte ihre Wangen und ihre Stirn und sie bot dem Baron mit anbetungswürdig zutraulicher und doch keuscher Geberde die Hand, indem sie sagte:

»O Dank, Dank, mein Herr! Mein armer Vater würde sehr geweint haben, wenn ich den Tod gefunden hätte.«

Tristan zögerte einen Augenblick, ehe er die kleine Hand ergriff, welche sich nach ihm ausstreckte, dennoch mußte er abermals der unwillkürlichen Anziehung gehorchen, die ihn besiegte. Er ergriff die weißen schlanken Finger der jungen Dame und drückte sie so lebhaft an seine Lippen, daß sie sie ihm mit einem leisen Schrei rasch wieder entzog.

Tristan trat einen Schritt zurück und blieb verlegen vor der schönen Jungfrau stehen, deren Blicke sich mit dem Ausdruck der Dankbarkeit und Offenheit auf die seinen hefteten.

Fräulein von Mirebel war noch ein wenig bleich, aber dennoch zeigte sich das glänzende Colorit der Jugend schon wieder auf ihren sammtenen Wangen und das Lächeln kehrte auf ihre Lippen zurück.

»Mein Herr —« hob sie wieder an.

»Was wünscht Ihr von mir, Fräulein?« fragte Tristan in einem Tone, welcher ruhig klingen sollte, aber in Folge des stürmischen Klopfens seines Herzens merklich erzitterte.

»Mein Herr,« wiederholte Blanche, indem sie ihm mit einfacher anmuthiger Geberde auf's neue die Hand bot, »Ihr habt mir das Leben gerettet.«

Der Baron, welcher sich anschickte, zum zweiten Male die Lippen auf den wohlduftenden Handschuh zu drücken, der die kleine Hand der jungen Dame bedeckte, vollendete diese Bewegung nicht, sondern machte eine verneinende Geberde.

»Verzeihet,« begann Fräulein von Mirebel mit einem engelgleichen Ausdruck des Blickes wieder, »Euch habe ich es zu verdanken, daß ich dieses schöne Grün und diese so freundliche Sonne noch sehe. In dem Augenblick, wo ich von dem scheuen Roß mit Blitzesschnelle durch den Wald getragen ward, in dem Augenblick, wo meine Sinne schwanden, in dem Augenblick, wo ich die Zügel losließ und die Augen schloß, fühlte ich wohl, daß ich sterben würde und — Ihr mögt es nun zugeben oder nicht — ich weiß, daß Ihr mein Retter seyd. Saget mir daher euren Namen, mein Herr, damit ich ihn meinem Vater nennen kann und damit weder er noch ich ihn jemals wieder vergessen.«

Diese freundliche Bitte mußte erfüllt werden.

Der junge Baron verneigte sich und öffnete die Lippen, in dem Augenblick aber, wo er sprechen und seinen Namen nennen wollte, zögerte er eine Secunde lang und heftete seinen plötzlich traurig gewordenen Blick mit beinahe leidenschaftlicher Beharrlichkeit auf Blanche's schönes Antlitz.

Während dieser Secunde ging eine Welt von Gedanken durch sein Gemüth.

Er sagte sich, daß er noch niemals bei dem Anblick eines Weibes einen solchen Eindruck empfunden, wie den, welcher ihn in diesem Augenblick bewegte.

Er sagte sich, daß dem Anschein nach ihn nichts von dieser Jungfrau trennte, die dem Range und dem Vermögen nach seines Gleichen war, und daß dennoch sein von ihm aus-

gesprochener Name sofort eine unübersteigliche Kluft zwischen ihnen befestigen würde.

Er fluchte nun fast diesem Namen, auf den er so stolz war, und er erkannte die Erbärmlichkeit jener Familienvorurtheile, deren verhängnißvolles Erbe er bis diesen Tag und bis diesen Augenblick angenommen. Es war ihm, als müsse irgend ein unbekanntes Unglück seine Zukunft zertrümmern und seinem Herzen eine tiefe, unheilbare Wunde schlagen.

Mittlerweile erwartete Blanche immer noch Tristan's Antwort und man konnte auf ihrer offenen Stirn das Erstaunen lesen, welches dieses unerklärliche Zögern in ihr erweckte. Herr von Champ d'Hivers konnte nicht wieder zurücktreten.

Er schlug die Augen nieder und nannte seinen Namen. Man hätte glauben können, er gestehe eine Schande oder ein Verbrechen, so unruhig und fast furchtsam war der Ausdruck seiner Stimme.

»Ha!« rief Blanche erschrocken, als sie den Namen vernommen hatte.

Tristan wußte diesen Ausruf ganz richtig zu deuten. Seine Augen richteten sich empor und hefteten sich abermals auf das Gesicht des Fräuleins von Mirebel.

Dieses Gesicht hatte das sanfte Wohlwollen und den Ausdruck von Dankbarkeit, der es einen Augenblick vorher beseelte, verloren und gab jetzt nichts als unwillkürliche, unüberwindliche Furcht zu erkennen.

Tristan fühlte einen brennenden Schmerz im Herzen, einen Schmerz, der nicht blos moralisch, sondern auch physisch war. Er trat einige Schritte zurück und sagte in langsamem, leisem Tone:

»Ihr habt es gewollt, Fräulein! Gott weiß, daß ich lieber geschwiegen hätte. Wenigstens hättet Ihr dann vielleicht

eine freundliche Erinnerung an den Unbekannten bewahrt, während ich jetzt für Euch weiter nichts bin, als ein Mensch, den Ihr hassen müßt.«

»Hassen!« unterbrach ihn Blanche lebhaft, »o, mein Herr!«

»Leider, Fräulein,« hob Tristan wieder an, »weiß ich, wie furchtbar die Gewalt gewisser erblicher Vorurtheile ist, welche das Kind mit der Muttermilch einsaugt. Ehe ich Euch gesehen, Fräulein — ich muß es bekennen — theilte ich diese Vorurtheile ebenfalls. Ich kann in euren Augen weiter nichts seyn, als ein Feind eurer Familie, und dieses Gefühl beklage ich, wundere mich aber nicht darüber. Jetzt, Fräulein, werden wir uns trennen — wir werden uns trennen, um uns ohne Zweifel niemals wiederzusehen. Ich nehme das frohe Bewußtseyn mit hinweg, Euch einen wenn auch unbedeutenden Dienst geleistet zu haben, und wage Euch zu bitten, meinen Namen auf immer zu vergessen, wenn Ihr Euch vielleicht zuweilen herablaßt, an mich zu denken.«

Indem der junge Baron diese letzten Worte sprach, verneigte er sich tief vor der jungen Dame und näherte sich wieder seinem Pferde, welches vor Ungeduld wieherte und schnaubte.

Er legte den Zügel zurecht und setzte den Fuß wieder in den Bügel.

»Lebt wohl, Fräulein,« murmelte er, indem er sich zum letzten Mal herumdrehte.

»Lebt wohl,« antwortete Blanche, aber mit so leiser Stimme, daß Tristan sie nicht hören konnte.

Der junge Mann saß auf seinem Pferd. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, wie um einen zudringlichen Ge-

danken zu verbannen, dann stieß er seinem Roß die Sporen in die Flanken, so daß es einen furchtbaren Satz that, galoppirte davon und verschwand wie der Blitz um die Biegung des Weges.

Blanche war unbeweglich und träumerisch am Fuße der großen Eiche sitzen geblieben, unter welcher wir sie verlassen haben.

Ihr alter Diener näherte sich ihr und fragte sie in ehrerbietigem Tone:

»Wollt Ihr wieder zu Pferde steigen, gnädiges Fräulein? Der Herr Graf würde durch euer allzulanges Ausbleiben beunruhigt werden.«

Blanche zuckte zusammen, machte eine rasche Bewegung, als ob man sie aus einem Traume aufweckte und murmelte die ohne Zweifel ihren geheimen Gedanken entsprechenden Worte.

»Mein Feind? — er? — O nein!«

VIII.

Romeo und Julie.

Die Geschichte, welche Raoul dem Capitän Cuzon erzählte — wie groß auch übrigens ihre Bedeutsamkeit sey, weil sie unsern Lesern zwar vorübergegangene Thatsachen vorführt, die aber durch unauflösliche Bande sich mit den zukünftigen verknüpfen — ist dennoch gewissermaßen in diesem Buche nur Nebensache.

Hieraus erklärt sich, wie es kommt, daß wir, beinahe ohne sie zu berühren, an einer reizenden und zarten Analyse vorübergehen, welche wir mit Glück versucht hätten — nemlich die der aufkeimenden und wechselseitigen Liebe des jungen Barons Tristan von Champ d'Hivers und des Fräuleins Blanche von Mirebel. Man hat schon errathen, daß hier wieder einmal das Drama Shakespeare's »Romeo und Julie« aufgeführt werden sollte — wenn auch nur ganz kurz, dessen kann der Leser gewiß seyn — und daß die beiden jungen Leute eben aus dem Grunde, weil sie einander hassen sollten, bereit waren, sich zu lieben.

Tristan kehrte nach dem von uns erzählten Auftritte nach dem Schlosse zurück, während sein Hirn in Flammen zu stehen schien und sein Herz von bis jetzt ihm ganz unbekannt gewesenen Gefühlen bewegt ward.

Blanche ihrerseits gab unterwegs und unter dem ziemlich plausiblen Vorwande, ihren Vater durch die Erzählung der von ihr bestandenen Gefahr nicht zu erschrecken, ihren Dienern Befehl, über die Ereignisse des Morgens das unverbrüchlichste Schweigen zu bewahren.

Hatte aber dieses Schweigen im Grunde genommen nicht vielleicht blos den Zweck, dem Namen Champ d'Hivers — einem Namen, den sie vielleicht, ohne es selbst zu wissen, schon liebte — die beleidigenden Schmähungen zu ersparen, in welchen der Graf von Mirebel niemals verfehlte sich zu ergehen, wenn er auf diese verabscheute Familie zu sprechen kam?

Der Scharfsinn meiner schönen Leserinnen möge über diese wichtige Frage entscheiden. Während der Nacht, die auf diesen Tag folgte, bestand die aufkeimende Liebe und Tristans Familienhaß in seiner Seele einen erbitterten Kampf.

Von einer Art Fieberwahnsinn geschüttelt faßte der junge Mann nach einander die widersprechendsten Entschlüsse und überließ sich den unsinnigsten Träumen.

Bald gedachte er die Franche-Comté für immer zu verlassen, zu fliehen und den Pfeil, der ihn verwundet, in seinem Herzen mitzunehmen. Bald nahm er sich vor, sich zu Blanche's Füßen zu werfen, ihr seine plötzliche und ungestüme Liebe zu gestehen und sich vor ihren Augen umzubringen, wenn sie nicht einwilligte, diese Leidenschaft zu theilen.

Es ist leicht zu begreifen, daß in einer solchen Stimmung Tristan nicht daran denken konnte, zu schlafen. Als der erste Schimmer des Tages den Schein der Kerzen erbleichen ließ, welche in massiven silbernen Leuchtern zu Ende brannten, ging er noch mit großen Schritten in seinem Schlafzimmer hin und her, ohne die ganze Nacht ein Auge zugethan zu haben.

Nun aber legte sich die heftige Ueberreiztheit des jungen Mannes plötzlich und wich einer außerordentlichen Ermüdung und vollständigen Erschöpfung.

Tristan betrachtete die Bildnisse seiner Ahnen, deren mürrische Gesichter in ihren schwarzgewordenen Rahmen jetzt in der kalten Morgenbeleuchtung weniger streng aussahen. Es war ihm, als wenn seine wahnsinnige Leidenschaft für die Tochter der Feinde seiner Familie mit dem letzten Dunkel der Nacht plötzlich verschwände, und bei diesem Gedanken bemächtigte eine lebhafte und tiefe Freude sich mit einem Male seines ganzen Wesens.

»Ich war ein Thor,« sagte er bei sich selbst. »Lebt wohl — lebt wohl, meine Träume!«

Und während des ganzen Morgens sagte er sich unaufhörlich, daß er glücklich sey, nicht zu lieben.

Dies hielt ihn indessen nicht ab, zu derselben Stunde, wie am Tage vorher, zu Pferde zu steigen, diesmal aber allein, ohne Piqueurs und anderes Jagdgefolge. Dann lenkte er sein Pferd nach der Stelle, wo ihm einige Stunden vorher das Bild der jungen Zauberin erschienen war.

Man denke sich seine Ueberraschung und — gestehen wir es — seine Freude, als er durch die Bäume hindurch die Tochter des Grafen an derselben Stelle auf dem Rasen sitzen und eine wilde Blume — ein Gänseblümchen — in der Hand halten und die Blätter derselben mit ihren aristokratischen Fingern zerzupfen sah.

Einige Schritte davon führte der alte grauköpfige Diener zwei Pferde in der Lichtung hin und her.

Tristan war noch weit. Als er Blanche bemerkte, hielt er sein Pferd an, zog es in ein Dickicht und band es hier an.

Dann schlich er sich, überzeugt, nicht gesehen worden zu seyn, geräuschlos zwischen den Bäumen und dem Gebüsch weiter und näherte sich auf diese Weise dem Fräulein von Mirebel bis auf eine sehr kurze Entfernung.

Blanche war bleich und schien leidend zu seyn. Ein blauer Ring bezeichnete den Umriß ihrer großen Augen und verrieth eine schlaflose Nacht. Diese Blässe und diese Ermüdung steigerte den Ausdruck dieses reizenden Antlitzes, welches sie noch rührender und sanfter machte.

Tristan fragte sich, ob die junge Dame wohl dieselben Kämpfe zu bestehen gehabt, wie er. Seine Antwort lautete, wie man sich leicht denken kann, bejahend, und er sagte sich, daß er geliebt sey. Er vergaß die unübersteiglichen Hindernisse, welche aus dieser wechselseitigen Liebe ein ewiges Unglück machen mußten, und versenkte sich mit naiver Wollust in die stumme Betrachtung des schönen Mädchens.

So hatten wenige Stunden hingereicht, um den vornehmen Herrn, den galanten Offizier, den Mann, dessen Erfolge bei der schönen Frauenwelt man sich am Hofe zu Madrid erzählte, in einen schüchternen, schmachtenden Seladon zu verwandeln, der die Person, welche er liebte, nicht einmal anzureden wagte.

Und das, was wir da sagen, ist wahr, buchstäblich wahr, denn Tristan verließ seinen Beobachtungsposten nicht eher, als bis Blanche sich entfernt hatte, ohne daß diese die Gegenwart des Mannes geahnt hätte, an welchen sie vielleicht dachte.

So vergingen mehre Wochen.

Jeden Nachmittag versteckte sich Herr von Champ d'Hivers in der Nähe jener dreimal gesegneten Stelle, nach wel-

cher Blanche ihrerseits durch den Instinct ihres Herzens unwiderstehlich zurückgeführt ward.

Was seine Abende betraf, so verbrachte er sie damit, daß er einfach gekleidet um die Einfriedung des Parkes von Mirebel herumirrte und wenn es ihm gelungen war, ein weißes Gewand in den düstern Gängen wallen zu sehen, dann entfernte er sich erfüllt von Hoffnung und mit von himmlischer Freude berauschter Seele.

Dennoch nahte der Augenblick, wo diese mit jeder Stunde wachsende Liebe nicht mehr stumm bleiben konnte. Früher oder später mußte sie die Fesseln sprengen, in welchen sie bis jetzt gefangen gehalten ward.

Dies geschah auch in der That.

Eines Tages — die Luft war lau und balsamisch, erfüllt von den Düften der Kräuter und Blumen und dem Gesang der Vögel — die durch das dichte Laub des Waldes gebrochenen Strahlen der Sonne ruhten auf dem gelben Moos und den auf dem Boden liegenden Blättern — spielte Blanche am Fuße der alten Eiche sitzend wie gewöhnlich mit Gänseblümchen — der Blume aller naiven Verliebten — und verlangte von ihnen vielleicht die Zukunft zu wissen.

Der vertraute Diener hatte sich mit den Pferden ein wenig mehr als gewöhnlich entfernt. Blanche, die sich vollkommen allein sah, gab, wie man zu sagen pflegt, ihren Gedanken Audienz und ihr schmachtender Blick verrieth genugsam, von welcher Art diese Gedanken waren.

Tristan verließ, durch einen unwiderstehlichen Drang getrieben, seinen Schlupfwinkel und näherte sich der jungen Dame. Er zögerte wie ein schüchterner Knabe und Schweiß-

tropfen perlten auf seiner Stirn. Der dichte Moosteppich dämpfte das Geräusch seiner Tritte.

Blanche, mit ihren auf den Boden gehefteten Augen und ihrem zerstreuten Ohr, sah ihn nicht kommen und hörte ihn nicht.

»Mein Fräulein —« murmelte er.

Blanche erschrak. Sie richtete den Kopf empor und als sie Herrn von Champ d'Hivers erkannte, stieß sie einen Ruf der Ueberraschung aus und ihre Wangen überzogen sich mit einer Purpurwolke, die sich bis auf ihren Hals und ihre Schulter herab erstreckte.«

»Ihr, Herr!« sagte sie mit schamhafter Bewegung. »Ihr hier? — o, warum seyd Ihr gekommen und was habt Ihr mir zu sagen?«

Die keusche, unwissende Jungfrau verrieth auf diese Weise, ohne es zu wollen, das Geheimniß ihrer Gedanken, denn im Grunde genommen war nichts natürlicher als die Anwesenheit Tristans in diesem Walde und ganz gewiß lag kein Grund vor, darüber zu erstaunen oder zu erschrecken.

»Ihr fragt mich, warum ich gekommen bin, mein Fräulein?« entgegnete der junge Mann rasch. »Ich bin heute gekommen, weil ich seit unserer ersten Begegnung jeden Tag hierherkomme, wo ich hinter jenen Bäumen versteckt, Euch mit stummer Bewunderung betrachten kann. Ihr fragt mich, was ich Euch zu sagen habe, mein Fräulein — wohlan —«

Tristan konnte nicht ausreden.

Blanche hatte sich erhoben und gebot ihm mit rascher Geberde zu schweigen.

»Genug, Herr,« sagte sie mit Würde und beinahe mit Stolz. »Ich fürchte Euch zu verstehen und kann Euch nicht

länger anhören. Ich bin allein, wie Ihr sehet, und ich bin mir und dem Namen, den ich trage, es schuldig; kein Wort weiter anzuhören. Ueberdies bitte ich Euch, mich augenblicklich zu verlassen. Ihr seyd ein zu guter Edelmann, als daß Ihr nicht die Bitte einer jungen Dame als einen Befehl betrachten solltet.«

»Ihr habt Recht, Fräulein,« entgegnete Tristan, »und da Ihr es wollet, so schweige ich und gehe. Aber im Namen des Himmels, im Namen eurer Mutter, welche auf Euch herabschaut, lasset mich eine Frage, eine einzige Frage an Euch richten. Von eurer Antwort wird die Freude oder das Unglück meines ganzen Lebens abhängen.«

»Ich höre Euch, Herr,« murmelte Blanche.

»Wohlan,« sagte Tristan rasch und in leisem, leidenschaftlichem Tone, »da Ihr mich verstanden habt, da Ihr wißt, daß ich Euch liebe, erlaubt Ihr mir dann wohl, alle möglichen Mittel anzuwenden, um auch die letzten Spuren des unsinnigen Hasses zu verwischen, welcher unsere beiden Familien trennt, und, wenn mir die Lösung dieser edlen Aufgabe gelingt, erlaubt Ihr mir dann zu hoffen?«

»Zu hoffen? Was wollt Ihr hoffen, Herr?« stammelte die junge Dame.

»Eure Liebe,« antwortete Tristan.

Dieses Wort aber ward so leise gesprochen, daß Blanche es mehr errieth, als hörte.

»Führt euer Vorhaben erst aus,« sagte sie vor innerer Bewegung zitternd, »führt euer Vorhaben aus, Herr, und dann werde ich in Gegenwart meines Vaters Euch antworten können.«

In diesen Worten lag ein Geständniß. Tristan begriff

dies und wollte troß Blanche's Verbot noch einige Worte hinzusetzen, als er sah, wie die junge Dame ein silbernes Pfeifchen an die Lippen setzte und demselben zweimal nach einander einen anhaltenden laut gellenden Ton entlockte. Sofort sah man durch die Bäume hindurch den Schattenriß des alten Dieners, welcher auf das Signal seiner Herrin eiligst herbeikam.

Tristan von Champ d'Hivers verneigte sich tief vor Fräulein von Mirebel und verlor sich in ein Dickicht. Blanche folgte ihm mit dem Blicke, und als er verschwunden war, drückte sie ihre beiden Hände auf ihr Herz, dessen ungestümes Pochen sie nur mit Mühe beschwichtigen konnte.

Mehr als je spielte das Familiendrama der Montecchi und Capuletti unter einer neuen Gestalt.

Julie liebte Romeo!

* * *

Es war noch nicht ganz Mittag, als am nächstfolgenden Tage Tristan von Champ d'Hivers an der Thür erschien, welche zu den Gemächern seines Vaters führte.

Der junge Mann hatte seine Oberstenuniform angelegt und sein ganzes Costüm war so kostbar und glänzend gewählt, daß man hätte glauben können, er wolle vor Sr. Majestät dem König von Spanien in den goldenen Sälen des Escurial erscheinen.

Drei oder vier Diener in reicher Livrée, welche in dem Vorzimmer herumlungerten, erhoben sich bei seinem Anblick und verneigten sich ehrerbietig vor ihm.

»Geht und fraget meinen Herrn Vater, ob er mich in diesem Augenblick empfangen kann,« sagte Tristan zu einem von ihnen.

Der Diener ging und kehrte nach Verlauf von einer Minute zurück. Er brachte eine bejahende Antwort.

Der junge Mann durchschritt die beiden Gemächer, welche dem Schlafzimmer seines Vaters vorangingen, und trat dann in letzteres.

Es war von ovaler Form und besonders ausgezeichnet durch seine prachtvolle Corduantapete und seine gewölbte Decke, deren Frescomalereien verdientermaßen in der ganzen Provinz berühmt waren.

Der Stammbaum der Champ d'Hivers mit jener Kunst, die man in den Miniaturgemälden der Gebetbücher des Mittelalters findet, auf Pergament gemalt und prachtvoll eingerahmt, nahm eine der Wände ein. An der andern sah man Familienbildnisse mit ihren doppelten Wappenschilden.

Der in einem hohen, breiten, weichgepolsterten Sessel sitzende Greis schlug die Falten eines schwarzsammtnen Schlafrockes um seine abgemagerten Glieder. Obschon er so hinfällig war, daß er beinahe das Ansehen eines hundertjährigen Greises hatte, so hatte er doch von der imposanten Majestät seiner Gesichtszüge und seines Blickes noch nichts verloren.

Seine völlig kahle und wie Elfenbein glänzende Stirn verrieth unerschütterliche Festigkeit. Die schneeweißen Augenbrauen waren noch buschig und mußten wie die des olympischen Jupiter, wenn sie sich runzelten, Jeden mit Furcht erfüllen, der sich ihm näherte. Seine durchbohrenden und immer noch jungen Augen setzten den Beschauer durch den Glanz und die Festigkeit ihres Blickes in Erstaunen und leuchteten wie glühende Kohlen aus diesem bleichen, von Runzeln durchfurchten Antlitz heraus.

Tristan näherte sich dem alten Baron, ergriff seine Hand

und führte sie an seine Lippen auf eine Weise, welche mehr der ceremoniösen Etikette eines Höflings einem Souverain, als der Zärtlichkeit eines Sohnes seinem Vater gegenüber glich.

»Guten Morgen, mein Herr Sohn, guten Morgen,« sagte der Baron, »ich freue mich in der That sehr, Euch zu sehen. Aber was bedeutet, wenn ich fragen darf, diese Uniform, die Ihr angelegt habt? Steht euer Regiment vielleicht zufällig an den Thoren meines Parkes und schickt Ihr Euch an Euch an die Spitze desselben zu stellen?«

»Mein Regiment ist weit von hier, Herr Baron,« antwortete Tristan, indem er sich bemühte zu lächeln; »ich komme aber in diesem Augenblick zu Euch, um einen feierlichen Schritt zu thun und glaubte, es gezieme sich, denselben mit allen äußeren Formen der Ehrerbietung zu umgeben, die ich Euch schuldig bin und welche ich niemals aus den Augen lassen werde.«

»Daran habt Ihr sehr recht gethan, mein Herr,« entgegnete der Baron mit sichtlicher Befriedigung. »Ich freue mich zu sehen, daß Ihr nicht zu jenen undankbaren Kindern gehört, welche sich, sobald sie Männer geworden, der väterlichen Autorität zu entziehen suchen. Wohlan, um was handelt es sich?«

»Um das Glück meines ganzen Lebens.«

»So! — aber darf ich fragen, wovon dieses Glück abhängt? Ihr seyd jung, von einnehmender Persönlichkeit, schon reich durch das Vermögen eurer Mutter. Ihr seyd Oberst, Ihr seyd ein Champ d'Hivers und könnt, glaube ich, hoffen, nach mir Grand von Spanien erster Classe zu werden. Ich frage, gibt es wohl auf dieser Welt einen Edelmann, welcher glücklicher wäre als Ihr?«

»Ihr habt Recht, Herr Baron, und übrigens kommt es blos auf Euch an, ob Ihr dieses Glück, von welchem Ihr sprecht, vollständig machen wollt.«

»Wie so?«

»Ich bin fünfundzwanzig Jahre alt,« hob Tristan wieder an.

»Das weiß ich,« rief der Greis; »ein schönes Alter, mein Herr Sohn, in welchem ich selbst noch einmal stehen möchte.«

»Ich bin der galanten Abenteuer und flüchtigen Liebesintriguen überdrüssiger, als ich Euch sagen kann.«

»Schon?« murmelte der Baron mit einer verächtlichen Geberde der Ueberraschung, welche deutlich sagte: »Morbleu, mein Herr Sohn! Ihr macht mir eben keine große Ehre. Da war ich, der ich jetzt mit Euch spreche, ein anderer Mann!«

Tristan fuhr fort:

»Ich möchte nun die süßen Freuden der Häuslichkeit genießen, die keusche Wonne einer rechtmäßigen und getheilten Liebe.«

»Ihr redet ja wie ein Schäfer, mein Herr Sohn. Wo wollt Ihr eigentlich damit hinaus?«

»Ich wünsche mich zu vermälen.«

»Sehr gut. Ich würde es sehr gern sehen, daß unser altehrwürdiger Stammbaum sich um einen neuen Sprößling vermehrte, ehe ich in einer andern Welt vor Gott erscheine. Vermält Euch daher, mein Herr Sohn, vermält Euch.«

»Also billigt Ihr mein Vorhaben?«

»Ja wohl billige ich es. Es gilt nun blos, eine gute Wahl zu treffen, und dies wird Euch nicht schwer werden. Alle Erbinnen der Franche-Comté, mögen sie Beaufremont,

Saint-Moris oder Toulongeon heißen, würden stolz darauf seyn, euern Namen zu tragen.«

»Aber mein Vater, wenn Ihr nun Euch weigertet, die Dame, die ich Euch nenne, als eure Schwiegertochter anzuerkennen?«

»Unmöglich! — Mein Blut rinnt in deinen Adern und Du bist von zu edlem Geschlecht, als daß es Dir einfallen könnte, eine Mißheirat einzugehen.«

»Eine Mißheirat! — Niemals, Herr Baron, und dennoch zittere ich, Euch die Dame zu nennen, die ich liebe.«

»Die Dame, welche Ihr liebt?« rief der Greis. »Ah, mein Sohn, Ihr habt Euch also verliebt?«

»Ja, mein Vater, und zwar für mein ganzes Leben.«

Ein ironisches Lächeln umspielte die dünnen Lippen des Barons. Er zuckte die Achseln und murmelte das Wort:

»Kind!«

Es klang seltsam, diesen hinfälligen Greis einen solchen Namen diesem schönen fünfundzwanzigjährigen jungen Mann geben zu hören, welcher das Leben in seiner Blüthe und Kraft repräsentirte.

»Kind!« sagte der alte Baron zum zweiten Male.

Dann setzte er mit väterlicher Herablassung hinzu:

»Fahret fort, mein Herr Sohn. Ihr zittert, sagt Ihr, in diesem Augenblick den Namen der Dame zu nennen, die Ihr für euer ganzes Leben liebt. Ist sie denn Eurer unwürdig?«

»O,« rief Tristan schon über diesen bloßen Verdacht außer sich, »o mein Vater, was denket Ihr? Die Engel selbst sind nicht reiner als dieses anbetungswürdige Kind.«

»Gut, ich will es glauben und bin nur um so begieriger, den Namen dieses Engels kennen zu lernen.«

Tristan waffnete sich mit seinem ganzen Muth und antwortete mit einer anscheinenden Ruhe, welche durch seine bewegte Stimme Lügen gestraft ward:

»Die Dame, welche ich liebe, mein Vater, ist die einzige Tochter eures Nachbars, des Grafen Theobald von Mirebel.«

IX.

Die Familienbildnisse.

Als Tristan von Champ d'Hivers den Namen der jungen Dame, die er liebte, ausgesprochen hatte, machte er sich auf eine donnernde Explosion gefaßt. Er erwartete, seinen Vater gereizt und drohend einen heftigen Auftritt beginnen zu sehen.

Aber dies geschah nicht.

In dem Augenblick, wo Tristan Blanche's Namen murmelte, hatte der alte Baron sich mühsam erhoben, stützte sich mit der einen Hand auf seinen langen Rohrstock mit goldenem Knopfe und mit der andern auf den Arm seines Sohnes und führte diesen vor die Wand, an welcher der vorhin erwähnte Stammbaum hing, vor dem sie Beide stehen blieben.

»Ihr sehet das, mein Herr Sohn, nicht wahr?« fragte der Greis, indem er mit dem Finger auf das mit Wappenschildern bemalte Pergament zeigte.

»Allerdings,« antwortete Tristan.

»Ihr wisset also, was für Wappen dies sind?«

»Die unseren, mein Vater.«

»Ihr wisset, was diese aus einem majestätischen Stamme hervorwachsenden dichtbelaubten Aeste vorstellen?«

»Die Verbindungen unserer Familie.«

»Aber wie kommt es dann, mein Sohn, daß Ihr, da Ihr dies Alles wißt, auf so vollständige Weise die Geschichte dieser selben Famalie ignorirt?«

»Mein Vater, ich glaubte —«

»Ihr thatet unrecht zu glauben, mein Herr — auf alle Fälle aber, möget Ihr nun niemals gewußt oder es wieder vergessen haben, will ich eurer Unwissenheit oder eurer Erinnerung zu Hilfe kommen. — Seht einmal hierher!«

»Ich thue es.«

»Und was sehet Ihr?«

»Einen kleinen rothen Flecken neben unserem Wappenschilde in der Mitte des Stammbaumes.«

»Und hier?«

»Einen ähnlichen Flecken.«

»Und weiter oben?«

»Noch mehr dergleichen Flecken.«

»Wie viel zählt Ihr denn im Ganzen?«

Tristan schwieg einen Augenblick lang, dann antwortete er:

»Ich zähle deren zehn, mein Vater.«

»Allerdings sind es zehn, mein Sohn! — Sämmtliche zehn sind Blutflecken und nun sollt Ihr erfahren, auf welche Weise dieses Blut geflossen ist.«

»Auf welche Weise dieses Blut geflossen ist?« wiederholte Tristan. »Das weiß ich ja schon, mein Vater.«

»Gleichviel — ich will es Euch noch einmal sagen. Höret mich also, mein Herr Sohn, und diesmal merkt es Euch.«

Tristan schwieg und senkte mit schmerzlicher Resignation das Haupt. Der Greis fuhr fort:

»Im Jahre des Heils 1442 verliebte sich Ludovic von Mirebel mit dem Beinamen der »schwarze Eber«, wegen seines abstoßenden Gesichtes und ganz besonders wegen der Wildheit seiner Sitten und seines Charakters, in die Tochter unseres Hauses, Bathilde von Champ d'Hivers, welche man die weiße Rose nannte, und verlangte sie zur Ehe. Der Baron, unser Ahn, wies dies Ansinnen zurück und der schwarze Eber schwur, wüthend darüber, sich zu rächen.

»Seine Rache ließ nicht lange auf sich warten. Eines Tages, während der Baron mit einigen andern Edelleuten der Vogtei auf der Jagd war, drang der schwarze Eber mit einer Schaar Bewaffneter in dieses Schloß, entführte Bathilden mit Gewalt, schleppte sie auf seinem Pferde davon und schickte sie einige Stunden später geschändet, entehrt und sterbend zurück.

»Bathilde hatte zwei Brüder. Der eine war ein erwachsener Mann, der andere stand noch an der Grenze des Jünglingsalters.

»Der älteste Bruder, welcher Tristan von Champ d'Hivers hieß, forderte den nichtswürdigen schwarzen Eber zum Zweikampfe heraus und ward trotz der göttlichen Gerechtigkeit und der Gerechtigkeit seiner Sache durch den elenden Ehrenräuber getödtet.

»Dieser rothe Flecken, den Du hier siehst, der erste Flecken von allen, bedeutet den Tod von Bathildens Bruder.

»Es vergingen einige Jahre. Der schwarze Eber hatte sich vermält und einen Sohn bekommen.

»Der jüngere Bruder seines Schlachtopfers war mittlerweile herangewachsen und ein Mann geworden. Er schlug sich nun seinerseits mit dem schwarzen Eber und ging, glücklicher oder geschickter als sein älterer Bruder, als Sieger aus dem Kampfe hervor, indem er sein siegreiches Schwert in der Brust des Grafen von Mirebel zurückließ.

»Der erbliche Haß schlummerte aber auch in der folgenden Generation nicht in der Seele der Vertreter unserer beiden Familien. Der Sohn des schwarzen Ebers schlug sich mit einem der beiden Söhne dessen, welcher seinen Vater getödtet hatte.

»Hector von Champ d'Hivers unterlag, und dies ist die Bedeutung des zweiten rothen Fleckens, welcher unserm Stammbaum sein blutiges Brandmal aufgedrückt hat.«

* * *

Wir wollen dem alten Baron in der Erzählung der Kämpfe und der Rache, welche sich in der Familie der Champ d'Hivers und in der der Mirebel vom Vater auf den Sohn vererbte, nicht weiter folgen. Diese für ihn und für Tristan traurig bedeutungsvolle Geschichte könnte unsere Leser nur ermüden, wenn sie über die Gebühr verlängert würde. Wir wollen blos sagen, daß der Greis, während er sprach, immer wärmer ward und daß seine anfangs ruhige und gemessene Stimmung allmälig bis zu einer jugendlichen Heftigkeit stieg.

Die tiefen Falten, welche sein Gesicht durchfurchten

schienen wie auf einen Zauberschlag zu verschwinden und das Feuer des Hasses und des Zornes funkelte in seinem Blick.

»Wohlan, mein Herr Sohn, was habt Ihr darauf zu antworten?« fragte er, als er fertig war.

»Nichts, mein Vater, außer daß ich nicht begreife, wie Fräulein Blanche, ein Kind von sechzehn Jahren, für den unseligen Zwist ihrer und unserer Ahnen verantwortlich seyn kann.«

»Ha!« rief der Baron mit dem Ausdruck des Zornes und der Verachtung, »wer spricht von Fräulein von Mirebel und wie kommt es, daß, nachdem Du mich zu Ende gehört, ihr Name noch auf deinen Lippen weilt?«

»Weil er in meinem Herzen wohnt!« antwortete Tristan mit muthiger Festigkeit.

»Du wirst ihn herausreißen,« entgegnete der Greis.

»Niemals! — Verlangt mein Leben, und ich werde es Euch geben, aber verlangt nicht das Opfer meiner Liebe. Ich würde es Euch verweigern, mein Vater.«

Der Baron heftete einen Blick, in welchem sich Erstaunen und Entrüstung malten, auf seinen Sohn. Tristan hob die Augen nicht empor.

In heftigem Tone fuhr der Greis fort:

»Ihr sprecht von Liebe, Baron Champ d'Hivers. Aber diese Liebe ist eine schimpfliche, eine feige, eine entehrende.«

»Entehrend, mein Vater?« rief Tristan, dessen Lippen bleich wurden.

»Ja, feig und entehrend! ich sage es nochmals, mein Herr. — Was gedenkt Ihr zu thun?«

»Fräulein von Mirebel zu ehelichen.«

»Was, Ihr wollt meinen Namen der Enkelin des

schwarzen Ebers geben? Ihr wollt einen Hochzeitsstrauß pflücken, der zehnmal durch das reinste Blut unserer Ahnen begossen worden? Ihr wollt durch Hochzeitsgesänge den Schrei des Hasses und der Rache übertäuben, den jeder Mann unseres Geschlechtes bei der Begegnung mit dieser verruchten Familie ausstoßen muß? Ist es wirklich wahr, ist es möglich, daß dies eure Absicht sey?«

»Ja, es ist meine Absicht, mein Vater, denn Fräulein von Mirebel ist unschuldig an der Vergangenheit und ich liebe sie.«

»Ha!« rief der Greis, dessen Hände krampfhaft zitterten und dessen Augen Blitze schossen. »Schweigt, schweigt! Wißt Ihr, daß Ihr mir in diesem Augenblick Zweifel an der Tugend eurer Mutter einflößt! Wißt Ihr, daß ich mich frage, ob Ihr nicht die verbrecherische Frucht eines Ehebruches seyd, denn, bei Gott! ich schwöre es, ein echter Champ d'Hivers würde nicht so sprechen!«

»Mein Vater — mein Vater!« murmelte Tristan in bittendem Tone.

»Schweigt!« rief der Greis; »schweigt und höret mich. Euer Name ist auch der meine. Er ist der von zwanzig Generationen stolzer Männer, die alle ihn mit Ehren getragen haben. Ich muß ihn ebenfalls fleckenrein erhalten — ich darf Niemanden und meinem Sohn weniger als irgend einem Andern gestatten, unser Wappen zu besudeln. Im Namen meiner väterlichen Autorität, im Namen des heiligen Rechtes, welches mir Gott verliehen, verbiete ich Euch daher, mein Herr, nur noch eine Stunde länger an das fluchwürdige Vorhaben zu denken, von welchem Ihr gewagt habt mit mir zu sprechen. Ich befehle Euch, noch heute das Schloß zu verlassen

und zu eurem Regiment zurückzukehren. Ich befehle Euch, die unsinnigen Träume eures kranken Geistes zu vergessen — und ich schwöre Euch vor Gott und vor unsern Ahnen, daß ich, wenn Ihr mir ungehorsam seyd, so lange ich lebe, Euch fluchen und nach meinem Tode aus dem Grabe aufstehen werde, um Euch nochmals zu fluchen.«

Nachdem der alte Baron mit immer höher steigender Energie diese Worte gesprochen, sank er erschöpft von Aufregung und Gemüthsbewegung auf seinen Sessel zurück.

Tristan ließ, bleich wie ein Gespenst, sich vor dem Greis auf ein Knie nieder und sagte:

»Segnet mich, mein Vater, ich gehorche und gehe.«

Ein Blick der Freude zuckte über die düstern Züge des Barons.

»Was Ihr da thut, ist eure Pflicht, mein Herr Sohn,« sagte er; »Ihr seyd ein gehorsames Kind. Geht, ich segne Euch und bitte Gott, Euch in seinen Schutz zu nehmen.«

Tristan erhob sich. Er küßte die welke Hand seines Vaters und verließ das Zimmer, indem er mehr mit dem Herzen als mit den Lippen murmelte:

»Wenn Gott Euch erhört und mich in seinen Schutz nimmt, mein Vater, so wird er mir erlauben, bald zu sterben.«

Zwei Stunden nach dieser Unterredung stieg der junge Mann, nachdem er seine Uniform gegen Reisekleider vertauscht, zu Pferde und entfernte sich von dem Schlosse.

Ehe er aber fortritt, beauftragte er einen sichern Diener, dem Fräulein Blanche von Mirebel heimlich einen Brief zuzustellen. Dieser Brief enthielt weiter nichts als die Worte:

»Mein Fräulein!

»Ein unerbittliches Verhängniß trennt uns. Ich reise ab, ohne Euch noch einmal gesehen zu haben, denn wenn ich Euch noch einmal sähe, so würde ich nicht mehr den Muth haben, mich zu entfernen. — Ich reise ab, leider auf immer. Vergesset mich daher, mein Fräulein, und seyd glücklich. Euch gehört meine erste Liebe, Euch wird mein letzter Gedanke gehören. Euer Name wird der einzige seyn, den meine sterbenden Lippen aussprechen werden. Lebt wohl, mein Fräulein, vielleicht werden wir, auf Erden getrennt, uns im Himmel wiederfinden. Noch einmal, lebt wohl und Gott befohlen. Es ist dies ein letztes und tröstendes Wort — es ist das einzige, welches uns den Muth gibt, den Tod zu erwarten, ohne ihm entgegenzueilen.«

Ein Jahr verging. Nach Verlauf dieses Jahres starb der alte Baron von Champ d'Hivers und hinterließ seinem Sohn seinen Titel, sein unermeßliches Vermögen und — besser als alles dies — die unbeschränkte Freiheit seiner Handlungen.

Tristan, dessen Liebe feuriger war als je, beeilte sich nach der Franche-Comté zurückzukehren.

Ein Ereigniß, dessen Folgen entsetzlich und unberechenbar seyn mußten, war in seiner Abwesenheit geschehen. — Der Graf von Mirebel hatte die Hand seiner Tochter dem Sire Antide von Montaigu, dem Herrn des sogenannten Adlerschlosses und einem der reichsten und angesehensten Edelleute der Vogtei Dôle, versprochen.

Die Montaigu waren durch ihre Verwandtschaft die Feinde alles dessen, was den Namen Champ d'Hivers trug,

denn eine zweite blutige franche-comtesische Chronik erzählte, daß früher ein Sire von Champ d'Hivers einen Baron von Vaudrey in dem großen Saale des Adlerschlosses mit eigener Hand umgebracht hatte.

Nichtsdestoweniger hielt Tristan in der Ueberzeugung, daß Blanche ihn noch liebe, bei dem Grafen von Mirebel um ihre Hand an. Der Graf gab Tristan eine abschlägige Antwort und da Blanche darüber in Verzweiflung gerieth, so fand ein ziemlich ähnlicher Auftritt wie der, welchen wir vorhin erzählt, zwischen dem Vater und der Tochter statt.

Um jedoch den Entschluß ihres Vaters zu bekämpfen, besaß Blanche eine mächtigere Waffe als Bitten und Thränen. Diese Waffe war der Kummer, der sich ihrer bemächtigte und bald auf sichtbare Weise die Zerstörungen kundgab, welche er in dem körperlichen Zustande des jungen Mädchens herbeiführte. Blanche verlor die Eßlust und verbrachte ihre Nächte schlaflos. Sie beklagte sich niemals, ward aber so traurig und bleich, daß man hätte glauben sollen, sie sey dem Tode nahe und in der That waren auch die Quellen des Lebens in ihr selbst angegriffen. Der Graf von Mirebel widerstand so lange als Widerstand möglich war, da er aber im Herzen sein einziges Kind abgöttisch verehrte, so konnte der Widerstand nicht von langer Dauer seyn.

Das dem Sire Antide von Montaigu gegebene Wort ward zurückverlangt und Tristan, der nun als Bräutigam bei Blanche Zutritt erhielt, durfte glauben, daß sein Glück nahe sey. Der Graf von Mirebel hatte den Tag bestimmt, an welchem die Vermälung vollzogen werden sollte. Tristan war nach Besançon gereist, um dort seine Brautgeschenke einzukaufen.

Seine Abwesenheit dauerte nur eine Woche und dennoch

war sie zu lang. Als er auf das Schloß Champ d'Hivers zurückkam, fand er alle seine Hoffnungen in Trümmer und Asche verwandelt, gleich einem jungen Baume, den der Blitzstrahl des Himmels getroffen. Der Graf von Mirebel war von Mörderhand gefallen und Blanche verschwunden!

Zwei Tage vor dem, wo Tristan, als er vom Pferde stieg, dieses doppelte Unglück erfuhr, ritten der Graf und seine Tochter in dem Walde spaziren, während ein einziger Diener ihnen von weitem folgte. An der Biegung eines Hohlweges, der von einer Doppelreihe hundertjähriger Buchen gekrönt ward, waren sie plötzlich von einer Schaar Reiter in Mönchsgewändern umringt worden, deren herabgezogene Capuzen die Gesichter bedeckten.

Ein Mann von hohem Wuchse schien die Angreifer zu befehligen. Er trug eben so wie sie eine Mönchskutte, die Capuze dieser Kutte aber fiel auf seine Schultern herab. Dieser Mann trug eine rothe Maske.

Der Sire von Mirebel hatte den Degen gezogen, um einen unmöglichen Widerstand zu versuchen. Ein Pistolenschuß streckte ihn nieder.

Einer der scheinbaren Mönche hatte hierauf die ohnmächtige Blanche in die Arme der rothen Maske geschleudert und die Räuber waren rasch davongaloppirt und hatten als schreckliche Spur ihres Verweilens an dieser Stelle eine Leiche zurückgelassen, deren Blut den Staub der Straße tränkte.

Der verzweiflungsvolle Tristan machte eine Klage bei dem Parlament von Dôle anhängig und instinctartig das Grundaxiom errathend, welches jeder logisch und gewissenhaft

unternommenen Criminaluntersuchung zu Basis dienen muß, nemlich den Grundsatz: Suchet Den, welchem das Verbrechen Nutzen bringt, klagte er den Sire von Montaigu der Ermordung des Vaters und der Entführung der Tochter an.

Ein materieller Beweis lag gegen den mächtigen Burgherrn nicht vor, die moralischen Verdachtsgründe aber schienen dennoch so stark, daß das Parlament von Dôle den Herrn von Montaigu vor sich citirte, damit er sein Verhalten rechtfertige und den gegen ihn vorliegenden Verdacht widerlege.

Der stolze Edelmann wagte nicht der ersten Gewalt der Provinz offenen Trotz zu bieten. Er fügte sich der Vorladung, aber mit schlecht verhehltem Zorne und indem er Drohungen unversöhnlicher Rache gegen Tristan von Champ d'Hivers ausstieß, dem er die schimpfliche Nothwendigkeit verdankte, diesen bittern Kelch trinken zu müssen.

Das Parlament befahl, während Antide von Montaigu sich mit stolzer und beinahe insolenter Arroganz vor ihm vertheidigte, daß auf dem Adlerschlosse Nachsuchungen angestellt würden.

Der Oberst Varroz, einer der treuesten Freunde Tristan's, ward mit der Leitung dieser Nachforschungen beauftragt, die aber zu keinem Ergebniß führten.

Der Sire von Montaigu kehrte, nachdem er öffentlich von dem Verbrechen des Mordes und des Jungfrauenraubes freigesprochen worden, auf sein Schloß zurück, wo er sich zwei bis drei Jahre ganz ruhig und einsam verhielt, um diese Angelegenheit, welche in den drei Vogteien gewaltiges Aufsehen gemacht, Zeit zu lassen, in den Hintergrund zu treten.

Seinen laut verkündeten Rachplänen schien er vollstän-

dig entsagt zu haben. Man wunderte sich anfangs über diese Ruhe und Fügsamkeit, die mit dem wohlbekannten Charakter des fürchterlichen Burgherrn so wenig übereinstimmte. Nach einiger Zeit jedoch hörte man auf sich damit zu beschäftigen.

Es gibt keinen moralischen Schmerz, der durch die Länge der Zeit nicht abgestumpft würde. Die Seele des Menschen ist nicht für ewige Verzweiflung geschaffen. Jede dem Herzen geschlagene brennende Wunde läßt den, welcher sie empfängt, glauben, sie werde sich niemals wieder schließen. Die Stunden, die Tage und die Jahre vergehen aber und jedes träufelt einen Tropfen Balsam auf die blutende Wunde, welche allmälig vernarbt.

Tristan von Champ d'Hivers gehorchte dem gemeinsamen Gesetz. Anfangs wollte er sterben, dann ließ er sich leben und dann verwandelte sich die Bitterkeit seines Kummers in eine sanfte Melancholie.

Endlich eines Tages sagte er sich, daß er es seinem Geschlecht schuldig sey, nicht in seiner Person den schönen Namen seiner Ahnen, deren einziger Repräsentant er war, untergehen zu lassen und drei Jahre nach dem Verschwinden Blanche's von Mirebel heiratete er eine edle und liebenswürdige junge Dame, welche Odette von Vaubécourt hieß.

Die Folgen dieser Verbindung waren nicht glücklich. Nach einer eilfmonatlichen Ehe starb die junge Baronin von Champ d'Hivers, nachdem sie einen Sohn geboren, welcher in der Taufe den Namen Raoul erhielt.

Die Hand Gottes schien schwer auf Tristan zu ruhen. Zwei Jahre vergingen. Während einer stürmischen Nacht brach plötzlich in den Hauptgebäuden des Schlosses von Champ d'Hivers Feuer aus. Mehre Diener kamen um's Leben, wäh-

rend sie sich vergeblich bemühten, den unbegreiflichen Fortschritten der Flammen Einhalt zu thun, welche mit einem Male von allen Seiten emporschlugen.

Als der Tag anbrach, war das Schloß nur noch ein Trümmerhaufen, unter welchen ohne Zweifel die Leiche des Vaters und die seines Sohnes begraben lagen. Das Geschlecht der Champ d'Hivers war fortan ein ausgestorbenes.

In der Umgegend — denn man mußte doch einen plausiblen Grund finden, um eine so furchtbare Feuersbrunst zu erklären, so glaubte man, der Blitz habe an zwei oder drei Stellen zugleich in dem Schlosse eingeschlagen, und der Volksglaube behauptet bekanntlich, daß auf diese Weise entzündete Feuersbrünste nicht gelöscht werden können.

Die öffentliche Meinung betrachtete diese Erklärung als genügend, und es dauerte nicht lange, so ward durch andere Vorfälle die Erinnerung an diese beklagenswerthen und räthselhaften Ereignisse in den Hintergrund gedrängt.

Ende des ersten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.